Sitten- und Charakterbilder

aus

Polen und Lithauen.

Von

August Woycke.

Erster Band.

Berlin, 1862.
Nicolai'sche Sortiments-Buchhandlung
(M. Jagielski.)

Sitten- und Charakterbilder

aus

Polen und Lithauen.

Mit biographischen Notizen herausgegeben

von

August Woycke.

Erster Band.

Berlin, 1862.
Nicolai'sche Sortiments-Buchhandlung
(M. Jagielski.)

Vorwort.

Bei der Herausgabe dieser Sitten- und Charakterbilder aus Polen und Lithauen war es durchaus nicht meine Absicht, ein umfassendes Bild von dem Talente der Schriftsteller zu entwerfen, deren Skizzen und novellenartige Erzählungen in diese Sammlung aufgenommen sind. Meine Hauptabsicht war vielmehr nur darauf gerichtet, ein Bild von dem sozialen Leben desjenigen Volkes zu skizziren, das, wiewohl ein unmittelbarer Nachbar der Deutschen, diesen seinem innersten Wesen nach doch noch so wenig bekannt geworden zu sein scheint.

Wenn man also dieses Büchlein aus dem belletristischen Standpunkte betrachtet, was natürlich nicht ganz zu vermeiden sein wird, so möge man dabei nicht vergessen, daß es zusammengestellt wurde, um in einer das gesammte Publikum ansprechenden Form einen ethnographischen Beitrag zu liefern und daß daher alle diese Bil-

der und Skizzen nicht glänzende Erfindungen, sondern schlichte, treue Schilderungen und dabei möglichst vielseitig seien, d. h. alle Klassen der Gesellschaft berühren sollten.

Wenn diese Sammlung, die freilich das geschichtliche Leben der Polen und Lithauer nur mit einzelnen Streiflichtern beleuchtet, zur Folge hätte, daß das deutsche Volk, welches ja allen Völkern, Freunden wie Feinden, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen strebt, ein wenig mehr Lust bekäme, auch den benachbarten Slawen tiefer als bisher in Herz und Kopf, in Haus und Gesellschaft zu schauen und dort einen guten und entwickelungsfähigen Kern zu gewahren — dann hätte ich den Gipfel meiner Wünsche erreicht. Dann wäre auch Hoffnung vorhanden, daß man in Deutschland anfangen werde, sich für das polnische Land, für dessen Sitte, Leben und Literatur wahrhaft zu interessiren, und dem Herausgeber würde es möglich gemacht werden, eine Fortsetzung dieser Sammlung zu liefern, die weniger skizzenhafte Bilder und sogar geschichtliche Gemälde enthalten könnte.

Da das Leben polnischer Schriftsteller in vieler Beziehung abweichend von dem deutscher Literaten ist, so hielt ich es nicht für ungeeignet, einige Notizen über die Verfasser dieser Sitten- und Charakterbilder mitzutheilen. Dabei habe ich mich bestrebt mehr Fakta als Reflexionen zu geben, weil ich der Meinung bin, es sei nicht eher Zeit, vor dem deutschen Publikum über polnische Literatur

systematisch und im Zusammenhange zu sprechen, bevor nicht wenigstens die hervorragendsten Grundzüge derselben durch gute deutsche Uebersetzungen der Hauptwerke aller Dichtungsgattungen bekannter geworden sind.

So viel in meinen eignen Kräften steht, werde ich stets bemüht sein, die unbekannte, und wie mir scheint, auch verkannte polnische Literatur den Deutschen näher zu rücken. Daher erschien kürzlich noch ein anderes Büchlein unter dem Titel:

„Proben neuerer polnischer Lyrik und Epik“

in metrischen Uebersetzungen von mir.

Im Juli 1861.

Der Herausgeber.

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Die große Redoute und der Türke	1
Das Ehrenfräulein	33
Eine Ballscene	45
Der Anwalt	117
Der Doppelgänger	139
Fräulein Sobieradzka	179

Die große Redoute und der Türke.

Aus der Erzählung „Die Edelsitze auf dem Antokol“

von

Ignaz Chodzko.

(Das Original ist enthalten in den „Obrazy Litewskie przez Ignacego Chodźkę. Serya Vi ostatnia: Dworki na Anatolku. Tom II. Wilna 1850.“)

Wenn man, wie es von mehreren großen Städten bereits geschehen, auch die Geschichte der Straßen und einzelner Häuser Wilna's schreiben wollte, so würde die Geschichte des Müller'schen Hauses auf der deutschen Straße zugleich die Geschichte der in verschiedenen Zeiten sehr verschiedenen Vergnügungen der höhern lithauischen Gesellschaft sein. Es wäre dies eine Folge sehr anziehender Bilder, welche der Reihe nach unsre Sitten in dem reizendsten und interessantesten Colorite, in dem des „nationalen Frohsinns", darstellen würden. Sie würden zeigen, in welcher Weise man sich demselben hingab, in wie weit er zu Zeiten eigen, wirklich, aufrichtig und allgemein war und ein ander Mal wieder fremd, ausländisch, modisch und erheuchelt wurde, und wie abwechselnd der eine von dem andern aus dem Müller'schen Saale vertrieben ward. Wie viele Bildnisse schöner Frauen, die durch ihre Reize in den verschiedenen Epochen unsrer Stadt hervorleuchteten, würden dieser Gallerie zur Zierde gereichen! Wie so Mancher von uns, die wir heute alt sind, würde sich in der Blüthe seiner Jahre erblicken

und der schönen Stunden derselben gedenken. Und endlich sogar wie viele historischen Erinnerungen würden sich mit ihren Einzelheiten manchmal an die gleichgültigen Mauern dieses Hauses knüpfen.

Die Redoute im Müller'schen Saale war zur Zeit meiner Erzählung das einzige öffentliche Vergnügen in Wilna. Dagegen gaben glänzende Assembleen und Bälle bei dem in der Stadt versammelten Adel fast täglich Gelegenheit zu Vergnügungen, Tänzen und fröhlichen Abendgesellschaften. Doch gar häufig ereignete es sich, und wurde gewissermaßen zur Sitte, daß eine große bei einem Magnaten versammelte Gesellschaft sich nach einem reichen Abendessen aufmachte und, zu Paaren vereinigt, in langen Reihen von Schlitten und Karossen bei Fackelschein nach der Redoute hinzog. Der Cavalier, der sogenannte Motyant, war verpflichtet, seine Hälfte (moitié), die ihm zugewiesene Dame, nicht zu verlassen. In ihrem Dienste stand er, ob gern oder ungern, den ganzen Abend hindurch und nach der Rückkehr von der Redoute mußte er sie nach Hause begleiten, der Glückliche! wenn dieser Dienst mit den Wünschen seines Herzens übereinstimmte.

Auf die letzte Dienstags-Redoute vor Aschermittwoch traf denn auch jetzt die ganze Stadt ihre Vorbereitungen.

Die Frau Starostin war schon seit zwei Wochen mit ihrer Tochter in Wilna anwesend. Der Herr Starost aber curirte sich zu Hause mit den Medicamenten des Doctors Pedimontanus von dem Podagraanfalle, den

ihm ein Zechgelage beim Rittmeister auf den Hals gezogen hatte. Die Frau Starostin hatte bereits einige glänzende Abende gegeben, auf denen Ludwig leider nicht zugegen sein konnte.*)

---

*) Zum vollständigen Verständnisse des Obigen und des noch Nachfolgenden wird hier bemerkt, daß der erwähnte Ludwig ein 23jähriger hübscher und talentvoller junger Mann war, der einzige Sohn des jüngsten von den vier Brüdern Dowiat. Der älteste dieser in Lithauen damals sehr angesehenen Familie, der Priester Ambrosius, war ehemals ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter gewesen, jetzt war er Mönch und Procurator causarum (Rechtsanwalt) bei den Trinitariern in dem Kloster Fratrum de redemptione captivorum auf dem Antokol, einer Vorstadt von Wilna. Der zweite, Herr Kasimir, Mundschenk von Smolensk, hatte sich, nachdem er mehr als zwanzig Jahre mit seiner Gemahlin in kinderloser Ehe gelebt, von der Landwirthschaft gänzlich zurückgezogen und wohnte jetzt mit seiner alternden Frau in einem Häuschen, das er auf dem Antokol gekauft hatte. Der dritte, Herr Franz, ein alter reicher und knausriger Junggesell, führte den Titel eines Schatzmeisters von Oszmiany und war einer der gewandtesten und rechtlichsten Advokaten. Auch er besaß ein eigenes Haus auf dem Antokol. Der vierte und jüngste Bruder hatte außer jenem oben genannten einzigen Sohne Ludwig noch einige Töchter und wohnte auf dem Familiengute. Die älteste von seinen Töchtern, Fräulein Helene, ein etwa 18jähriges hübsches muntres Mädchen, hatte er seinem Bruder, dem Mundschenk und dessen Frau zur Erziehung und Ausbildung anvertraut; sein Sohn Ludwig arbeitete als Applicant bei dem Advokaten. Statt jedoch bei diesem Pedanten dem Studium der Rechtswissenschaft obzuliegen und gerichtliche Vorladungen zu schreiben, hatte er sich in Elisabeth, die Tochter seines Nachbarn, auf dem Lande des Starosten von Kapinów verliebt und schrieb Verse an die Angebetete. Aber unglücklicher Weise war in Folge alter Ansprüche ein Prozeß zwischen dem Starosten und der Familie Dowiat entstanden, jeder nähere Umgang zwischen beiden Familien war ab-

Er hatte nach dem fatalen Freiwerben alle Hoffnung verloren; da er aber zu seinem Unglücke nicht auch seine Neigung und Liebe aus dem Herzen zu reißen vermochte, so welkte der Jüngling dahin wie eine im Marke verdorrte Blume.

Seine Schwester Helene pflegte die Tochter der Starostin nach wie vor zu besuchen, ungeachtet der Grimassen und sauern Mienen der Letzteren. Seit ihrer Kindheit die aufrichtigsten Freundinnen, würden die beiden Mädchen, welche kein Geheimniß vor einander hatten, sich gewiß alle ihre Gedanken, Gefühle, Wünsche und Kümmernisse gegenseitig anvertraut haben — und Helene suchte auch bei jedem ihrer Besuche einen Augenblick zu erhaschen, um der Freundin die Liebe und das Leiden ihres Bruders zu schildern, — aber das wachsame Auge der Starostin erlaubte ihnen nie sich allein zu sprechen, und unter dem Vorwande, die Tochter müsse ihr helfen, die Gäste, von denen ihr Haus stets voll war, zu unterhalten, gestattete sie derselben keinen Augenblick sich von ihrer Seite zu entfernen. Nur aus dem freudigen Willkommen und aus den Thränen, welche bei jedem Abschiede die schönen Wimpern Elisabeths befeuchteten, konnte Helene schließen, daß sich weder das Herz der Freundin gegen sie selber, noch deren zärtliche Gefühle für den Bruder im Mindesten verändert hätten.

---

gebrochen worden, eine Freiwerbung des Priesters Ambrosius und eines Familienfreundes, des Lieutenant Stelnicki, für Ludwig, hatte man abgewiesen und so waren gegenwärtig für den jungen Mann trotz der heimlichen Gegenliebe Helenens nur traurige Aussichten.

Einmal jedoch, als Helene nach einem Abschiede sich im Vorzimmer den Pelz umnahm und Elisabeth ihre Mutter im eifrigen Gespräch mit einem der hochgebornen Gäste begriffen sah, kam jene hinausgeeilt, umarmte die Freundin herzlich und sagte zu ihr: „Ach, so bin ich doch noch einen Augenblick mit Dir allein!“

Helene benutzte schnell dieses tête à tête und flüsterte ihr eilig zu: „O meine Theure, ich danke Dir! . . . Deine Mutter beobachtet uns . . . Der unglückliche Ludwig, o wie liebt er Dich! Er stirbt vor Verzweiflung! . . .“

„Ludwig! Ludwig! o mein Gott! sage ihm,“ sprach sie seufzend, „sage ihm . . .“ und Thränen unterbrachen ihr leises Flüstern. Die rufende Stimme der Mutter verhinderte sie, der Freundin noch einige Worte ins Ohr zu raunen.

Um ihre Thränen und Rührung zu verbergen, eilte Elisabeth durch eine Seitenthür in die innern Gemächer; Helene aber kehrte zu ihrem Bruder zurück, um ihm Linderung seiner Leiden und Trost — ei! warum nicht auch Hoffnung? zu bringen.

Die Vorbereitungen, welche man in der Stadt zur letzten Carnevals-Redoute traf, bestanden hauptsächlich darin, daß die einander befreundeten Zirkel sich zusammenthaten und über die Wahl der Paare und der Masken verständigten. Die Cavaliere besorgten sich Costüme, die den ihrer Partnerinnen entsprachen, und scheuten keine Kosten, um ihren „Hälften“ keine Schande zu machen,

da auch diese ihrerseits sich bemühten, so reich geschmückt und schön als möglich zu erscheinen.

Zu andrer Zeit und bei andrer Laune würde Ludwig Jedem den Rang abgelaufen haben, sowohl was witzige Erfindungen und Projekte für die Maskerade betrifft, als auch hinsichtlich der geschmackvollen Wahl des eigenen Anzuges; und mehr als eine Mutter hätte die ihm zugewiesene Partnerin beneidet. Aber dieser sonst so fröhliche, dreiste, schöne und wackere Junge schien alle vortheilhaften Eigenschaften eingebüßt zu haben, und außer seinem leidenden Herzen und seiner Jugend war ihm fast Nichts von seinen ehemaligen Vorzügen übrig geblieben.

Seine Eltern und die Oheime erschraken über seinen Gesundheitszustand. Seine Schwester Helene weinte zuweilen bitterlich mit ihm in ihrem Alkoven, öfter aber noch zerstreute sie durch trauliches Geplauder über die Geliebte die Wolken seiner Stirne. Ja, die ganze redliche Familie war tief betrübt über das Schicksal ihres so geliebten Stammhalters.

Der Herr Schatzmeister, als er bemerkte, wie die Sache stand, folgerte und bewies, daß, wenn Herr Ludwig lieber das Landesstatut studirt, als Allotria getrieben hätte, es gewiß nicht zu solchen unglückseligen Consequenzen und Negociationen gekommen wäre, wie sie heute ihm durch ihre traurigen Folgen den Kopf verwirrten. Aber den traurigen Zustand erwägend, in den der Jüngling verfallen war, den er in der That so innig liebte, als ein Jurist überhaupt zu lieben vermag, sprach er oftmals zu

sich selbst: „Inter nos loquendo, es steht schlecht um ihn! Man muß Rath schaffen!" Damit ging er zu Frau Dulska (seiner Klientin, der Taufmutter Ludwigs und der gemeinschaftlichen Freundin der beiden prozessirenden Familien) und schickte sie auf Kundschaft zur Starostin. Diese nahm die Cousine freundlich auf, denn nach deren Tode konnte sie verhoffen, ein Kapitälchen von ihr zu erben. Sie ahnte auch nicht von Weitem, daß Frau Dulska eine Spionin des Schatzmeisters sein könne, durch die er die dauernde Neigung ihrer Tochter für seinen Neffen und das dauernde Mißfallen der Starostin an der Verbindung Beider erfuhr.

Seit dem letzten Besuche seiner Schwester bei Elisabeth hatte sich Ludwigs Laune wieder etwas gebessert, denn Helene hatte ihm die wenigen Worte mitgetheilt, die ihr die Freundin ins Ohr geflüstert hatte. Sie waren dem Bruder tief ins Herz gedrungen und, wie es scheint, waren sie ihm ein Talisman geworden, der ihn aus seiner Apathie und seinen Sorgen aufrüttelte.

Der ganze Carneval war langweilig genug in den Häusern der Dowiats verstrichen, aber so wie sich nur Ludwigs Humor gebessert hatte, erheiterten sich auch die Gesichter der ganzen ihn so sehr liebenden Familie. Die Tante aber, die Frau Mundschenkin, beschloß in gratiam dieses glücklichen Umstandes den Carneval wenigstens noch fröhlich zu beschließen, das heißt sie wollte den letzten Abend durch eine glänzende und geräuschvolle Gesellschaft feiern und die Familie, die Freunde und Nachbarn reichlich bewirthen, indem sie vor Mitternacht ein schmackhaftes

Abendessen von Fleischspeisen und nach demselben gegen den ersten Hahnenschrei ein ausgesuchtes Mahl von Fastengerichten, als da sind Fische, Pirogen u. s. w., zu geben beabsichtigte, was alles mit einem guten reichlichen Getränk „zum Zähnespülen" enden sollte.

Ludwig dankte der Tante herzlich für diese zarten Rücksichten auf seine Stimmung, und durchaus an kein öffentliches Vergnügen denkend, übernahm er es, die Gäste einzuladen. Unter diesen nahm unbedingt eine der ersten Stellen ein alter Freund der Familie, der schon nicht mehr junge, aber noch rüstige, vom Ertrage seiner Güter lebende ehemalige Lieutenant Stelnicki ein. Von diesem lebenslustigen Wittwer nach drei Frauen hoffte man, daß er Lust zum Trinken machen und allgemeinen Frohsinn hervorrufen werde. Zu ihm also lenkte Ludwig zuerst seine Schritte, als er drei Tage vor dem beabsichtigten Feste durch die Ostra brama*) in die Stadt schritt, um dort seine Einladungen zu besorgen.

„Sei mir gegrüßt, mein geliebter Ludwig! mein zweimal geliebter . . . von mir und noch von Jemanden . . . doch das bleibt unter uns! Du kommst gerade gelegen, ja weiß Gott sehr gelegen!" rief der Lieutenant, den jungen Ludwig umarmend. „Sieh, in welcher Klemme ich bin! Ich habe hier drei Juden auf dem Nacken und sie haben mich wieder auf dem Nacken. Ich kann mit

*) Eines der Hauptthore Wilnas.

ihnen und sie können mit mir nicht fertig werden. Nun Du gekommen bist, wirst Du mir und ihnen helfen!"

In der That standen in der Mitte des Zimmers drei Juden um einen großen Tisch, auf welchem verschiedene seidene Żupane, Kontusche und sogar ganze Stücke Atlas und Gros de Tours lagen, und jeder von ihnen hielt gedankenvoll rechnend ein Stück Kreide in der Hand.

„Also um was geht es denn?" fragte Ludwig.

„Ja, sieh nur!" antwortete der Lieutenant, „das thu' ich Alles einzig Dir zu Gefallen! Du schläfst und unterdessen blüht Dein Glück! Denn der Teufel soll mich holen, wenn ich mir diese Noth nicht aus purer Freundschaft für Dich auf den Hals geladen habe . . . und außerdem noch . . . wegen der glücklichen Fortschritte bei der Starostin."

Ludwig sah ihn mit erstaunten und ungläubigen Blicken an. Dann aber sprach er: „Mein lieber Lieutenant! Du sprichst mir in Räthseln und wie mir scheint etwas zur Unzeit," fügte er mit einem Blick auf die anwesenden Juden hinzu.

„Ach, das ist wahr! Es fehlt nicht viel, so wird mir der Kopf ganz verdreht! Hinaus in die Hausflur, ihr Schelme, und wartet dort!"

„Nun, ich habe Dir schon die Ursache erwähnt, warum ich nach der Ankunft der Starostin in Wilna ihren wiederholten Einladungen Folge geleistet und sie wieder besucht habe. Ich habe nämlich bemerkt, daß die Alte sich erweichen läßt und unsern Absichten geneigter wird. Später lud sie mich mehre Male zum Mittag-

essen ein, ich ging hin und nahm die Gelegenheit und eine glückliche Stunde wahr zur Erneuerung tandem jener . . ."

„Verstehe schon!" unterbrach ihn Ludwig lachend, denn er merkte, daß sich der Lieutenant wegen seiner Besuche bei der Starostin rechtfertigen wollte, auf die er nach der Rückkehr von jenem Freiwerben so erzürnt gewesen war, daß er einige Male wiederholt hatte: Ich setze schon nie mehr einen Fuß in ihr Haus!

„O, ich verstehe!" unterbrach ihn also Ludwig „und danke Dir für Deinen guten Willen. Aber ich habe, deucht mir, doch das Recht zu bitten, mein lieber Lieutenant, daß Du in dieser Beziehung alle ferneren Schritte unterlassen möchtest. Stellen wir dies dem Willen Gottes anheim! Ich will Dir lieber sagen, daß ich im Namen meines Onkels und meiner Tante sowie in dem der ganzen Familie komme, Dich zu bitten, Du möchtest mit uns, als mit Deinen wahren Freunden, den letzten Fastnachtsabend zubringen. Du wirst einen Kreis guter Freunde finden, und wir werden uns, will's Gott, gut amüsiren, besonders wenn wir unsern trefflichen Lieutenant unter uns haben."

„Ha sieh! Das ist wirklich mehr als ein Unglück!" antwortete der Lieutenant. „Denn nicht nur, daß ich ein gut Stück Geld daran wenden muß, die Alte herumzubekommen, nein, ich muß auch noch die beste Gesellschaft von der Welt opfern, unsre edelmännische, ehrliche, fröhliche Fastnachtsfeier! Warum hast Du mir das nicht schon vorgestern gesagt?

„Gestern noch war dieser Abend nur ein Projekt, und ich war der Meinung, wenn ich drei Tage vorher die Einladung mache, allen andern zuvorzukommen."

„Aber Du siehst, die Starostin kam Dir zuvor, und nach ihrem Willen und meinem gegebenen Worte hast Du mich in dieser Verlegenheit angetroffen, in welcher ich Dich um Rath bitten will."

„Auf der letzten großen Redoute soll ich durchaus einen Türken vorstellen, muß mich daher türkisch costümiren. Nun bitte ich Dich! Wo finde ich einen Schneider, der im Stande wäre, mich als Pascha herauszuputzen? Sie haben mir hier vom Trödelmarkt und aus den Läden einen Haufen Kleider zusammengeschleppt, aber was hilft mir das? Diese Kerle verstehen sich nicht auf den türkischen Schnitt.

„Ah so! Ich errathe! Die Starostin wird eine Türkin sein und hat Dich zu ihrem Partner gewählt."

„Ha, ha, ha! Falsch gerathen, Brüderchen! Der Partner der Starostin wird Sr. Excellenz der Tribunalrath aus Lida sein, den sie, weiß Gott, als ägyptischen König verkleiden will, und sie selbst will, denke Dir nur! Eine Königin von — Dings da! — Saba oder so was sein. Aber mich, lieber Ludwig, wirst Du sicher beneiden, denn meine Dame wird Elischen sein! Ach, Du lachst, Judas? O, ich weiß was Du denkst! Die Mutter hätte mich für sich selber und Dich für das Töchterchen wählen sollen. Nun ja, das wäre auch wohl das Vernünftigste gewesen. Aber oho! Die Alte führt das Regiment, siehst Du, und liebt mich so sehr, daß sie mir so-

gar die Tochter geben will. Na, na, fürchte Dich nur nicht, mein David! So schlimm ist's nicht gemeint. Aber es wurde ihr schwer, unter all den jungen Leuten zu wählen, die sich nach der Ehre drängten, der Tochter als Partner zu dienen. Denn, die Wahrheit zu gestehen, Brüderchen! Du hast mehr als einen Rivalen. Um nun Niemanden zu kränken, wählte die Mutter mich für ihre Tochter als Partner und zwar im Costüm eines Türken, wiewohl es mir wahrhaftig leichter würde mein Pferd türkisch aufzuzäunen als mich selbst in diese vertrackte muselmännische Tracht zu stecken. Gieb mir nur guten Rath, lieber Ludwig! Dafür will ich unter der Maske dem Elischen Alles sagen, was Du nur willst. Weißt Du was? Vielleicht wäre es gar nicht so übel, wenn Du selbst verkleidet auf die Maskerade kämest. Nur wird Dich die Mutter gleich errathen, so wie Du dich der Tochter näherst.

„Du wünschest also einen Schneider, der Dir einen türkischen Anzug macht?“ sagte Ludwig, ohne auf die Propositionen des Andern zu achten.

„Ja, ja, so ist es!“

„So schicke sogleich auf die Suboczstraße nach dem Schneider Benjamin. Er ist mein Schneider und arbeitet das ganze Jahr für Frau Morawska, unsre Theaterentrepreneurin. Wenn er die Theatergarderobe macht, dann hat er auch sicher schon mehr als einen türkischen Anzug verfertigt. Uebrigens giebt er auch Credit. Aber beeile Dich, denn mehr als Einer wird sicher denselben Einfall haben!“

„O laß Dich umarmen! Eine köstliche Idee! So einen Kopf, den lob' ich mir! Du sollst dafür, wenn Du willst, auf den ganzen Tag meinen grauen Kurzschweif haben.“ — „Fort mit Euch, ihr Pharisäer!“ rief er die Thür öffnend, den Juden zu, „ich brauche Euch nicht mehr! Eure Waaren aber behalte ich. Kommt morgen wieder. Was ich abschneiden lasse bezahle ich!“

Es wurde nun sogleich nach Benjamin geschickt. Als er gekommen, legte er die gründlichste Kenntniß der Sache an den Tag. Der Lieutenant aber war so erfreut, daß er nicht einmal wegen des Macherlohns handelte, welcher in der That unerhört hoch war und zwar, wie der Jude sagte, weil er noch sechs Türken ohne den Herrn Lieutenant, außerdem aber noch zehn Spanier, vier Mohren und einen wilden Mann anzuziehen habe.

Nun ging man ans Aussuchen der Stoffe, und der Lieutenant beschwor den Juden, ihn zum prächtigsten von allen Türken herauszuputzen. „Höre Barabas!“ fügte er hinzu, „entweder ich bezahle Dir Alles, was Du willst, oder ich prügle Dich zu Aepfelbrei.“

Der Jude versicherte feierlichst, „daß Sr. Excellenz der Herr Lieutenant wird können sein zufrieden! Aber,“ fügte er hinzu, indem er die Stoffe zusammenpackte, „der Turban ist nicht meine Sach' und der muß doch sein reich, von Gold und Diamanten!“

„Nun, thu Du nur Deine Schuldigkeit, Zorobabel! Und kümmre Dich nicht um's Uebrige!“ erwiederte der Lieutenant.

Als der Jude aber fort war, wandte er sich aufs

Neue an Ludwig: „Mit dem Turban hat's aber doch einen Haken! Kannst Du mir nicht auch dabei einen Rath geben?

„O ja! Ich habe ihn schon in Bereitschaft. Verschaffe nur „Gold und Diamanten," wie der Schneider sagt, dann wird Dir meine Schwester den Turban aufputzen, zu dem ich vom Hutmacher ein Gestell besorgen werde."

„Was? Lenchen wird mir den Turban aufputzen? Ach, der Teufel soll mich holen, wenn ich ihr für ihre Mühe nicht tausendmal Händchen und Füßchen küsse! — Was den Schmuck betrifft, davon findet sich immer ein bischen bei einem Edelmann und dann gehe ich noch zu meinen Gevatterinnen und Freundinnen, deren ich, Gott sei Dank! beinahe in jeder Straße welche habe, und sammle mir alte Brillanten, um sie zu Lenchen zu bringen."

„Uebrigens mußt Du noch einen krummen Türkensäbel an der Seite und einen Dolch im Gürtel haben."

„Na, was das betrifft, so hats damit keine Noth! Ich könnte gut sechs Türken aus meiner reichen Waffensammlung ausrüsten. Komm und sieh selber nach!"

An der einen ganzen Wand des angrenzenden Zimmers, die mit einem breiten Teppiche behangen war, befand sich das symmetrisch geordnete reiche und kostbare Arsenal des Lieutenants. Türkische Hieb-, Stich- und Feuerwaffen gab es da in bedeutender Anzahl, so wie auch eine Menge anderer, die Ludwig mit Wohlgefallen betrachtet, während er die Erzählung des Lieutenants

über die Vorzüge und Thaten einer jeden einzelnen anhörte. Zuletzt nahm Stelnicki einen Damascener in einer schönen orientalischen, mit Silber beschlagenen Chagrinscheide vom Nagel herab und sprach: „Mein lieber Ludwig, vielleicht mußt Du Dich auch einmal als Türke verkleiden, darum nimm dieses kleine Andenken von Deinem Freunde!"

Ludwig dankte und wollte eine Gabe von so großem Werthe nicht annehmen.

„Ei zum Henker! was soll das heißen?" rief Stelnicki. „Ihr Jungen, wollt Ihr denn unsre alte Cordialität und Freude an gegenseitigen Freundschaftsdiensten und Herzensgüte außer Mode bringen? O freilich! heute kommt das alles aus der Mode, was früher nur gewöhnliche Freigebigkeit bei den Magnaten und bei dem Edelmann eine ganz gewöhnliche Tugend war. Ehemals hieß es: Herr Bruder! gefällt Dir mein braves Roß, ei, so nimm es hin! Und dabei reichte man sich die Hände, griff zum Becher und trank zum Dank für die gütige Annahme u. s. w. Je mehr Mittel es gab einem Freunde Geschenke zu machen und ihn sich zu verbinden, desto besser war es, und dadurch verarmte Niemand, denn oft empfing man eine doppelte Vergeltung der eigenen Gabe und Liebe; gegenseitiges Wohlwollen, Lebensmuth und Frohsinn blühte allenthalben und bei Jedermann. Bah! heute hat sich das geändert, und wer weiß, wie es noch kommen wird? — Aber in Allem geschieht nur Gottes Willen! — Und Du mußt den Säbel annehmen, denn wenn Du ihn ausschlägst, betrübst und beleidigst Du

mich!" — Hierauf umarmte er den Jüngling, der ihm willfahrte, und Beide verabschiedeten sich aufs Herzlichste.

Bei der Heimkehr dachte Ludwig viel an die große Redoute, auf welcher er, wenn er sie besuchen würde, doch sicherlich einige Worte mit seiner Geliebten wechseln könnte. Und er hatte doch so nöthig mit ihr zu sprechen, zumal seit Helene ihm jene wenigen Worte hinterbracht hatte. Das halbe Leben würde er für ein Gespräch mit ihr geopfert haben. — Aber wohin sollte das führen? was würde es helfen? Einige Worte genügten ihm nicht, und ein längeres Gespräch würde ihn unfehlbar verrathen, der Geliebten Unannehmlichkeiten zuziehen und die Wachsamkeit der Mutter nur noch vergrößern! — Plötzlich lächelte er bei einem neuen Gedanken und wandte sich nach der Suboczstraße.

Der Fastnachtsdienstag rückte endlich heran, dieser Kehraus des Carnevals. In fine velocior motus! sagt ein altes Sprichwort. Und dieser motus machte denn auch die ganze Stadt von allen Tönen einer rauschenden Fröhlichkeit erdröhnen. Diesmal waren alle Gassen, ja, alle Gäßchen hell erleuchtet, denn aus den zahlreichen Schenken strömte der Lichtschein weithin, aber noch weiter drangen daraus die Töne der Streich-, Blas- und Summinstrumente hervor, denn mit dem letzteren Namen muß man wohl das Cimbal benennen, bei dessen Klängen das

gemeine Volk wacker die Fersen zusammenschlagend seine munteren Sprünge machte. Die obern Stockwerke der ansehnlichern Häuser und Paläste glänzten ebenfalls in ungewöhnlicher Helle und verriethen durch eine gewähltere Harmonie der Musik die im Innern herrschende Fröhlichkeit. Hie und da erschallten Lieder und die Gassenhauer der herumwandernden Drehorgeln. Gegen 10 Uhr Abends aber zogen von allen Seiten lange Cavalkaden zur Redoute nach dem Müller'schen Lokale.

Eine von diesen Cavalkaden, aus 10 bis 15 Karossen und Schlitten bestehend, bewegte sich langsam vom Schloßthore heran.

In der ersten Karosse an der Spitze des Zuges fuhr die Starostin mit ihrer Tochter. Dicht hinter ihnen folgte der türkische Pascha und der ägyptische König in einem von Grauschimmeln gezogenen Schlitten. Ihnen nach fuhr die übrige Gesellschaft, die sich zur bestimmten Stunde bei der Starostin versammelt hatte und dann paarweise und maskirt so in die Schlitten und Wagen vertheilte, daß die Cavaliere dicht hinter ihren „Hälften" fuhren, um denselben beim Aussteigen und beim Eintritt in den Saal die Hand reichen zu können.

Auf der deutschen Straße, wo alle Cavalkaden und einzelne Fuhrwerke einlenkten und zusammentrafen, war ein Lärm, ein Streiten und Drängen, ein Getümmel und eine Verwirrung, die aller Beschreibung spottet. Für heute wachte keine Polizei über Ordnung und Sicherheit. So war denn auch keine Ordnung, und die Sicherheit hing einzig und allein von der Geschicklichkeit der

Kutscher und von den jedes Fuhrwerk umgebenden Heiduken ab, die mit Fackeln in der Hand den Weg wiesen und die Volkshaufen aus einander trieben, indem sie dieselben mit Funken überschütteten, so daß Alles aus vollem Halse schrie und fluchte wie die Verdammten im Pech- und Schwefelpfuhle.

„Das ist ja eine wahre Hölle, Herr Tribunalrath!“ sagte ungeduldig der Lieutenant.

„Ueberfahr uns nicht! . . . Halt! . . . Vorwärts! . . . Zum heiligen Donnerwetter! . . . Rechts! . . . Links! . . . Gewalt! . . . Hülfe! . . . Schlag zu! . . . Haltet ihn! . . .“ und ähnliche Ausrufe hörte man zwischen fortwährendem Peitschenknalle und Geschrei der Menge, die an diesem Tage noch mehr als sonst getrunken hatte und jetzt bei Nacht und im Schmutze die damalige deutsche Straße in einen Ort verwandelte, an dem es, ohne Uebertreibung! ärger zuging als in der Hölle.

Die Cavalkade der Starostin schleppte sich doch durch bis an das Thor des Müller'schen Hauses, das reichlich mit Lampen erleuchtet war. Die Karosse fuhr hinein und der Schlitten folgte. Aber plötzlich schrie der Lieutenant: „Was ist das? Gewalt! Ein Dieb! Bei Gott! ein Dieb!“—

Es hatte ihm Jemand von rückwärts den Turban vom Kopf gerissen. Der Lieutenant war im Nu aus dem Schlitten, erblickte den Dieb, der sich durch die Menschenmenge auf die Straße hinausdrängte mit dem Turban in der Hand. Der Lieutenant lief ihm nach.

Der ägyptische König blickte sich bei dem Geschrei

nach seinem Gefährten um, sah ihn aber nicht an seiner Seite. In demselben Augenblick aber hielt auch schon die Karosse vor dem Aufgang und die Starostin stieg mit ihrer Tochter aus. Er beeilte sich deshalb, seiner Partnerin die Hand zu reichen und erblickte dabei den Pascha wieder, der auch seiner Dame die Hand beim Aussteigen bot.

„Was war denn das?“ fragte er ihn.

„Nichts, gar nichts!“ flüsterte der Andere zurück. „Nur ein Mißverständniß! Gehen Sie nur immer voran!“ — So gingen sie und ihnen folgten mehr als 10 Paare, die unmittelbar hinter ihnen in den Saal und in die sich bereits dahinwindende Polonaise eintraten.

Während dessen verfolgte der Lieutenant den Dieb, welcher mit einer Fackel, die er einem Heiduken aus der Hand gerissen hatte, eilends davonlief. Den geraubten Turban hatte er zusammengedrückt und unter dem Mantel verborgen. Der Lieutenant entriß auch einem in der Nähe Stehenden die Fackel und lief, dieselbe in der einen, den gezogenen Säbel in der andern Hand dem Diebe spornstreichs nach, dabei aus vollem Halse schreiend: „Ein Dieb! ein Dieb! fangt ihn! haltet ihn!“ Aber jener lief hurtig vorwärts, wand sich geschickt durch die Fuhrwerke hindurch und hielt dem ihm im Wege stehenden Haufen die Fackel dicht vor die Gesichter. So bahnte er sich einen Weg durch die Menge, indem auch er

schrie: „Haltet ihn um Gottes Willen, haltet ihn! Es ist der Teufel aus Wenety! der Teufel aus Wenety.*) Er will mich erwürgen! Um der Liebe Gottes Willen haltet ihn!" —

Der Lieutenant wehrte sich auf dieselbe Weise gegen die Menge, indem auch er den Leuten die Fackel dicht vor die Augen hielt. Und man machte ihm noch schneller Platz, wenn man auf den blanken Säbel, auf das häßliche Gesicht und den sonderbaren Anzug sah. Als er bemerkte, daß er die ihm Begegnenden durch seine Maske erschrecke, so riß er dieselbe herab, aber so, daß sie ihm auf der Brust hängen blieb und er nun aussah, als habe er noch einen Kopf unter seinem Kopfe. Jeder, der ihm entgegenkam und den Davoneilenden betrachtete, schrie: Jesus Maria! und prallte zurück oder wiederholte den Zuruf des Diebes: Der Teufel aus Wenety! der Teufel aus Wenety!

So durchflogen sie die deutsche Straße. Der Dieb lief am Rathhause vorbei und eilte gegen daß Schloßthor zu. Hier waren die Wagen schon nicht mehr so häufig und erlaubten ihm, sich mitten auf der Straße zu halten, wo er im tiefen, aufgeweichten, nassen Schnee watete. Nur dann und wann sah er sich nach seinem Verfolger

*) Es existirt eine Sage, daß ein Kalischer Richter, welcher ein Gut mit Namen Wenety hatte, so streng gewesen sei, daß man ihn sprichwörtlich nur den Teufel aus Wenety genannt habe. Diese Redensart: Djabel Wenecki ist im Polnischen übrigens zweideutig, denn sie könnte auch Teufel aus Venedig bedeuten, weil Wenecki auch venetianisch heißt.

um, der gleichfalls bis ans Knie im Kothe watend durchaus keine Rücksicht auf den Atlas und die Seidenstoffe nahm, in die er eingenäht war und die bei jedem Schritte aufs Gräulichste verdorben wurden. Mag der Teufel den Atlas holen! dachte er. Lieber ein kleiner als ein großer Schaden! Auf dem Turban ist für einige hundert Dukaten Schmuck! und dieser Gedanke gab seinen Beinen neue Kraft.

Manchmal ließ der Dieb, wie ermüdet, im Laufe nach, und der Lieutenant, der ihn dann beinahe erreichte, schrie ihm zu: „Steh', Du Schurke! gieb mir den Turban zurück, oder ich spalte Dir den Kopf!"

„Das erlebst Du nicht, Satan! Du Teufel aus Wenety!" antwortete hierauf der Dieb und beschleunigte seinen Lauf aufs Neue.

Die Nacht war still, feucht und dunkel, und je mehr sie sich vom Mittelpunkt der Stadt entfernten, um so weniger Lichter waren in den Häusern, und jenseits des Schloßthores leuchteten ihnen nur noch ihre beiden Fackeln.

Der Lieutenant freute sich innerlich, daß der Dieb, wie er glaubte, den Kopf verloren habe und ihm selbst den Weg zeige. Der Dieb aber lief zweimal um die Kathedrale herum und rief mit jämmerlicher Stimme: „Jesus Maria! Heiliger Kasimir, errette meine Seele! Hebe Dich fort, verschwinde, Du Teufel aus Wenety!"

Dem Lieutenant ging bereits der Athem aus, aber doch schrie er ihm noch als Antwort zurück: „Nein, nein! Du wirst mit Leib und Seele verderben!"

Hie und da taumelte ein Angetrunkener aus einer Schenke hervor, bekreuzte sich aber und verschwand so schnell er konnte, wenn er die beiden Gespenster sah und hörte.

Hinter der Kirche hervor wandte sich der Dieb nach dem Antokol und lief zwischen den Holzstößen hin, die das ganze Ufer der Wilia bedeckten. Dann eilte er an der St. Peterskirche vorbei und hier rief er wieder den Apostel zu Hülfe, wie vorhin den Schutzpatron von Lithauen. Zuletzt lief er auf das Haus der Dowiats zu, löschte die Fackel im Schnee, warf sie von sich und schlüpfte durch die kleine Pforte in den Hof, wobei er die Thür mit großem Geräusche hinter sich ins Schloß warf und zuriegelte. Im nächsten Augenblicke begann auch schon der Lieutenant mächtig zu pochen und zu rufen: „Oeffnet! öffnet! um Gottes Willen öffnet!"

Die hier versammelte Gesellschaft wackerer, ehrlicher Leute unterhielt sich lustig und vertraulich, indem sie sich gegenseitig zutranken in altem dreifach Gemischtem,*) in reinem Lindenmeth oder Wein, je nach der Laune und dem Geschmack jedes Einzelnen. Die Matronen aber traktirten sich im anstoßenden Zimmer mit candirten Früchten, mit Eingemachtem und Liqueuren, was sie mit den jungen Mädchen theilten, die im Alkoven, von einigen jungen Leuten umgeben, fröhlich und bescheiden kicherten.

*) Nämlich: Meth.

Schon wurde der Tisch zum Abendessen gedeckt, schon sah man der Ankunft Ludwigs mit Ungeduld entgegen, denn er hatte mit seiner Schwester zusammen den Wirth spielen sollen. Helene erfüllte jedoch allein die Obliegenheiten der Pflegemutter und des Bruders, und sich anmuthig und geschäftig umhertummelnd, versicherte sie mit schelmischem Lächeln, daß, wenn der Bruder auch nicht zum Abendessen erscheine, er doch sicherlich zum Morgeninbiß kommen werde.

In diese Gesellschaft platzte nun erhitzt, außer Athem und mit Koth bedeckt, ein Applikant des Herrn Schatzmeisters und Ludwigs College, Herr Lukas, ein als Sänger in den Kirchen und bei Ständchen, in Gesellschaften aber als Farceur bekannter junger Mann herein — mit dem Turban in der Hand. Eilig warf er denselben auf den Tisch und drängte sich in den verwunderten, ihn mit Fragen überschüttenden Schwarm von Gästen, entriß dem Ersten Besten ein Glas und trank es in einem Zuge aus. Im nächsten Augenblick hörte man auch schon den Lieutenant an der Thür rumoren.

„Meine Herren!" sprach Herr Lukas eilfertig zu der Gesellschaft, „ich warne Euch und bitte vorsichtig zu sein, denn der Teufel aus Wenety wird hereinstürmen. Er könnte sich einen Akt der Gewaltthätigkeit besonders gegen meine Person erlauben, darum . . ."

In diesem Augenblicke stürzte auch schon der Türke mit dem Säbel in der Hand herein. Die Männer hielten das für einen verabredeten Fastnachtsscherz und erschraken nicht im Mindesten, aber die erschreckten Frauen drängten

sich in die Winkel des Zimmers und suchten bei ihren eigenen oder fremden Männern Schutz. Niemand jedoch erkannte sogleich den Lieutenant.

„Fürchtet Euch nicht!“ sagten die Männer. „Das ist eine Maske!“ — Sie griffen aber doch zu ihren Rohrstöcken.

„O ich Unglückliche!“ rief eine alte Dame, die noch eine Masken gesehen hatte; „er hat ja zwei Köpfe!“

Alles dies geschah in einem Augenblicke. Ich kann es freilich nur nach und nach erzählen und das ist eben die größte Unannehmlichkeit für einen erzählenden Autor.

„Wo ist der Dieb?“ schrie der Lieutenant, indem er hereinstürzte. Aber als er seinen Turban auf dem Tische erblickte, riß er ihn freudig an sich und untersuchte ihn. Als er fand, daß alle Kleinodien daran unberührt waren, merkte er, daß das Ganze kein Diebstahl, sondern ein Scherz war. Deshalb jedoch nicht weniger erboßt, rief er aus: „Wo ist der Strolch, der meinen Turban hierher gebracht hat? Und warum seht Ihr mich an wie ein Gespenst? Zum Himmeldonnerwetter! Ich bin's ja! Der Lieutenant Stelnicki! Fürchtet Euch nicht, aber gebt mir den Schurken heraus, der mir einen so teuflischen Spaß gespielt hat.“

„Ja wahrhaftig! Das ist unser Lieutenant!“ rief der herbeigeeilte Hausherr, ihn mit einem Lichte in der Hand näher beleuchtend.

„Wer hat den Turban hergebracht?“

„Weshalb ereiferst Du dich so? Diese Türkenmütze oder Turban, wie Du das Ding da nennst, hat Herr

Lukas, der ganz erschöpft und mit Koth bespritzt da steht, auf diesen Tisch geworfen. Was das aber Alles bedeuten soll, kann ich Dir nicht sagen. Mir scheint, Ihr habt Euch im Voraus zu dieser Komödie verabredet.“

„Ah, also Du bist's, Du Lump, Du Strolch, Du verdammter Taugenichts!“

„Ich nehme zu Zeugen alle hier anwesenden, ehrenwerthen und gnädigen Herren,“ entgegnete Lukas dreist, „zu Zeugen dieser harten Injurien, durch welche Herr Stelnicki mich beleidigt hat! Dieser Herr, der sich qualis rei causa? ist nicht bekannt, zum Türken gemacht und, wie ich sehe, ein relapsus unsres heiligen römisch-katholischen Glaubens ist.“

„Stecke Dein Schwert ein, erlauchter Pascha!“ sagte Helene, diesen Wortwechsel schnell unterbrechend. Mit einem Glase duftenden Punsches, den sie durch bezauberndes Lächeln und zierlichen Knicks noch mehr versüßte, ging sie dem Lieutenant entgegen. „Stecke ein Dein Schwert und nimm dafür diesen Trank zur Hand!“

„Aus Deinen Händen, Lenchen? Aus Deinen schönen, allerliebsten Händchen,“ rief der sofort besänftigte Lieutenant, „tränke ich warhaftig auch die schlechteste, sauerste Brühe, und sie würde mich dennoch himmlischer Nektar dünken; um so mehr, da mir ein solches Stärkungsmittel nach dieser vermaledeiten ungewöhnlichen Fatigue sehr von Nöthen ist! Denke Dir! Von der deutschen Straße in einem Athem bis hierher zu rennen! Das ist kein übler Cours! Nun, mein Herr Lukas oder Matthäus, ich hab' Euch bewiesen, daß es gefährlich ist, mit mir zu

spaßen, und wenn es es mir nicht um den Respekt für das Haus unsres ehrenwerthen Mundschenken ginge und um die Rücksicht auf diese ganze achtbare Gesellschaft, so . . ."

„Ich erlaube Euch nicht, aufs Neue böse zu werden und uns das Vergnügen zu verderben!" unterbrach ihn Helene. „Vielmehr habe ich weit größern Grund auf Sie böse zu sein, Herr Lieutenant, verschieb' es aber auf spätere Zeiten."

„Wie so, warum denn, mein Engel?"

„O wie schön Sie Komödie spielen!" riefen die Versammelten, wie gesagt, in der Meinung, das Ganze sei nur ein Fastnachtsscherz, um die Gesellschaft aufzuheitern. Der Lieutenant, der auf einmal so erzürnt und so verliebt war, und Lenchen, welch' eine Kokette! — „Nun wir wissen schon, womit das enden wird. Wir werden in das Serail des Pascha gehen!" —

„Ist das auch schön von Ihnen, Lieutenant?" sprach Helene, über die Muthmaßungen der Gesellschaft lachend, „oder geziemt sich solche Veränderlichkeit? Tausendmal haben Sie mir Ihre Liebe erklärt und die zärtlichsten Affekte zugeschworen, und nun wollten Sie auf der Redoute der Partner einer Andern sein?"

„Ach, ach, woran erinnerst Du mich, Lenchen! Hilf Himmel! woran erinnerst Du mich! Was wird die Starostin auf der Redoute von mir denken? Was wird ihre Tochter ohne Kavalier machen?"

„O, hierüber können Sie ruhig sein, Herr Lieutenant," sagte Lukas. „Sie sind hier und sind zugleich auch auf

der Redoute. Denn, um die ganze Wahrheit zu bekennen! Accurat solcher Pascha wie Sie hat in dem Augenblick, als Sie zum Thor hinaus auf die Straße sprangen, Fräulein Elisabeth beim Aussteigen die Hand gereicht und sie der Mutter nach in den Saal geführt."

„Was soll das nun wieder bedeuten? Wie war' denn das zugegangen?"

Helene lächelte schalkhaft.

„Ja, und er ging sogar mit einem Damascener aus Ihrem eigenen Arsenal."

„Ah so!" rief der Lieutenant sich an die Stirne schlagend. „Ist Ludwig hier?"

„Nein, er ist nicht da! Wir erwarten ihn aber mit Ungeduld."

„Ja, nun weiß ich, woran ich bin! Das war also ein Complott! Meint Ihr denn, daß sich das schickt, wenn Ihr junges Volk mit einem alten Soldaten Euern Spaß treibt und einem alten Freunde solchen Schabernack spielt?"

„Ja, ein Complott war's, lieber Lieutenant! bei dem auch ich betheiligt bin," sagte Helene, „denn ich habe zwei Turbane genäht. Mit mir also müssen Sie das erste Duell haben! Und Ludwig, der ist ja doch Ihr besonderer Freund und Liebling!"

„Hm! ja, es ist wahr, ich liebe den Jungen und glaube auch besonders deshalb, weil er ein gewisses Schwesterchen hat."

Helene credenzte jetzt ein zweites Glas Punsch und

besänftigte den Lieutenant durch einen zweiten zierlichen Knicks vollständig.

„Hol' mich der Teufel! Ich glaube, das Mädchen hat mich behext!“ sagte er, indem er das Glas ihr abnahm.

Unterdessen drängte sich die Gesellschaft, welche so den Zusammenhang der Sache zum Theil erfahren hatte, zum Theil selbst errieth, um den verliebten Lieutenant, trank seine Gesundheit, umarmte ihn herzlich und dankte ihm, daß er ihre einfache Gesellschaft der großen Assemblee vorziehen und bei ihnen bleiben wolle. Die Frauen und Mädchen prüften und bewunderten seinen prachtvollen Anzug und versicherten, daß derselbe ihn trefflich kleide, und der dadurch beschwichtigte und ausgesöhnte Ritter rief fröhlich aus: „Hei, Ihr lieben Brüder! beim Glase und der Schürze schmilzt das härteste Herz wie Wachs; und zum Zeichen, daß auch das meine an diesem Schützenfeuer der blitzenden Augen Lenchens schmolz, wollen wir ihre Gesundheit trinken, aber aus ihrem Schuh.“

Bei diesem Vorschlage wollte Helene in das Nebenzimmer entrinnen. Aber der Lieutenant hielt sie mit Hülfe der jungen Leute zurück, fiel ihr zu Füßen und hatte ihr im Augenblick den Schuh entrissen. In diesen setzte er dann ein gefülltes Glas und leerte es mit einem Zuge, indem er dabei das vorgeschlagene Vivat ausbrachte, das dann der Reihe nach wiederholt wurde. Hierauf war die Harmonie und der Frohsinn der Gesellschaft vollständig wieder hergestellt und der Lieutenant war die Seele des Ganzen.

Auf der Redoute führte der Pascha seine Tänzerin nach der zweiten Polonaise zu ihrer Mutter zurück und verschwand in der Menge. Die Maske verbarg die Bewegung des jungen Mädchens, die sich ohne Zweifel auf ihrem Gesichte malte. Bebend stand sie neben ihrer Mutter. Die Damen demaskirten sich bald darauf und es fehlte der Odaliske natürlich nicht an Tänzern. Die Starostin aber glaubte, der Lieutenant habe sicherlich Bekannte gefunden und sitze und trinke am Büffet. Sie kümmerte sich also nicht viel um sein Verschwinden; im Grunde hatte sie ihn ja nur aus Verlegenheit zum Partner für die Tochter gewählt. Als aber um Mitternacht die Musik verstummte, der Tanz aufhörte und man allmählig nach Hause zu fahren begann, so sah sie allenthalben nach ihm aus. Der Herr Tribunalrath suchte gleichfalls, aber vergebens. Endlich jedoch, da sie weder länger warten, noch ihn finden konnten, mußten sich die beiden Damen mit dem ägyptischen Könige begnügen. Die Starostin aber legte schon im Geiste eine bittre Strafpredigt für die Ausschweifung zurecht, welche sie für den Grund von des Lieutenants Verschwinden hielt.

Nach dem Abendessen und vor dem Morgeninbiß aus Fastenspeisen begrüßte ein allgemeines Freudengeschrei den eben eintretenden Ludwig.

„Ah, das ist mir ein schöner Kavalier“ rief der Lieutenant. Aber er hatte schon weder Zeit noch Lust zum Schelten. Ludwig, glücklich von der ersehnten Gelegenheit Gebrauch gemacht, das Band der Liebe aufs

Neue geknüpft, die zweifelhaft gewordenen Hoffnungen wieder belebt und befestigt zu haben — willig hätte er sich einer charfen Zurechtweisung des alten Freundes unterzogen. Doch er liebte ihn nun um so mehr, da der Lieutenant, ihm lachend auf die Schultern klopfend, sagte: „Na, na, ich bin schon nicht mehr böse! Aber weiß Gott! das war ein derber Spaß! Dieser saubere Patron jedoch," dabei zeigte er auf Herrn Lukas, „hat aus Freundschaft zu Dir viel gewagt. Denn hätte ich ihn eingeholt, ich hätte ihn wie einen Hecht von einander gespalten!"

„Ganz Recht! wenn sie mich eingeholt hätten! Aber das war leider etwas zu schwer!"

„Dankt übrigens Beide unserm guten Lenchen! Sie hat mich entwaffnet, und hol mich der Teufel! wir wollen die Geschichte vertrinken."

Nach dem Morgeninbisse, der die Fastnachtsfeier schloß, trennte sich die Gesellschaft. Ludwig hüllte den Lieutenant in den Pelz des Hausherrn und führte ihn selbst in des Lieutenants eignem Schlitten, den er von der Redoute mitgebracht hatte, in dessen Quartier jenseits des Ostra brama ab.

Anmerkung des Uebersetzers.

Zur Beruhigung der schönen Leserinnen, denen diese Blätter in die Hände fallen könnten, sei noch erwähnt, daß später nach manchen heitern Zwischenfällen und ernsten Hindernissen Ludwig doch noch der Schwiegersohn der Starostin wurde.

Das Ehrenfräulein.

Aus den „Lithauischen Bildern"

von

Ignaz Chodzko.

In einer besonderen, kleinen und warmen Stube, die ehemals das Kaffeezimmer gewesen war, wohnte meine liebe Tante, eine brave, ruhige Alte und schon seit mehr denn zehn Jahren kinderlose Wittwe.

Vom „Guten Morgen," den ich ihr zu bieten pflegte, bis zur „Guten Nacht," die ich ihr wünschte, betete sie unausgesetzt für mich, den Lebenden, für ihren seligen Mann und für die Seelen aller Verstorbenen, in Sonderheit aller Verwandten mindestens bis zur dritten Generation.

Hin und wieder unterbrach sie ihre Gebete, um mit den Mägden ein Bischen wegen der Sahne zu schelten; aber die Mägde überzeugten sie stets und behielten die Oberhand. Deshalb war auch ihr rothbraunes, schöngestreiftes Kätzchen, das stets neben ihr auf dem Kissen lag, ihr Liebling und ihre beste Freundin. Wenn die Katze eine Zurechtweisung erhielt, murrte sie nur, aber keifte nie.

Auf dem Tischchen, an welchem meine Tante zu sitzen pflegte, stand ein silbernes Kreuz mit dem Bilde

des Erlösers. Daneben lagen einige Andachtsbücher und auf diesen lag die Brille. Außerdem stand da noch ein kleiner Spiegel im Filigranrahmen, ein mit Stecknadeln bespicktes Nadelkissen, an welchen ein Netz hing; in der Schublade aber lag ein Vorrath von Weißzeug, ein Nadelbüchschen, ein Fingerhut, eine Scheere, ein Stecher, eine Gänsegurgel als Zwirnspule und ähnliche kleine Geräthe, an die sich das Mütterchen gewöhnt hatte. Jedoch ihr größter Schatz in der Schublade war ein sorgfältig eingewickeltes überbundenes, altes Dokument, das an den Brüchen sorgfältig beklebt war und wie eine Reliquie verehrt wurde.

Es war dies, oder besser es *ist* dies (denn ich bewahre es noch als Andenken auf) die Verschreibung ihres Brautschatzes durch die Fürstin und Wojewodin Ogińska, an deren Hofe sie erzogen worden, dann eine Reihe von Jahren hindurch Ehrenfräulein gewesen und, als sie sich verheirathete, von der Fürstin, ihrer Herrin und wahren Wohlthäterin, reichlich beschenkt und ausgestattet worden war.

Wie viele Male hat mir die Alte dieses Papier vorgelesen! Ich müßte dessen Inhalt auswendig wissen, wenn man eine Menge hochtönender Worte, die ohne Ordnung zusammengewürfelt sind, dem Gedächtnisse einprägen könnte. Auch meine Freunde und Nachbarn müßten den Inhalt kennen, denn bei jedem Besuche bekamen sie ihn anzuhören. Ja sogar die Dienstmägde müßten ihn kennen; sie allein hörten das Dokument gerne verlesen, denn die Lektüre desselben unterbrach auf

einige Zeit das ihnen überdrüssige Spinnrad, um so mehr, da nach dem Lesen gewöhnlich noch Erzählungen nachfolgten, eine mündliche Fortsetzung und Erläuterung, die mindestens eine Stunde dauerte.

„Welch' hoher Sinn!" pflegte meine Tante zu sagen.. „Wer versteht heutzutage noch so zu schreiben?"

Zum Schlusse küßte sie die Unterschrift der Wojewodin, trocknete sich die Thränen und legte das Dokument in den Tisch zurück.

Dieser *hohe Sinn* ist nun folgender:

„Ich, Anna Wojewodin Ogińska, geborene Fürstin Ogińska, thue kund und zu wissen 2c. 2c.:

„Daß, sintemalen die ewige Weisheit in Anordnung und Einrichtung ihrer Werke die menschliche Natur reichlich ausgestattet hat mit Vorzügen jeglicher Art, so hat sie auch dem Streben des Menschen subsidialiter das Recht gegeben, selbige zur Hülfe zu nehmen und hat zugleich den Neigungen der verschiedenen Geschlechter eingepflanzet die Macht der Sympathie, deren Vollkommenheit und Perfektität durch eine so folgenreiche Begeisterung bestätigt wird, daß sie, die unerforschlichen menschlichen Herzen mit ihrem Wesen durchdringend, die schönsten Bande so stark und durch Nichts zerreißbar knüpfet, daß Tugend und Freundschaft, wenn sie sich in gegenseitigem Opfer weihen, selbst durch die schärfste Schneide der Widerwärtigkeiten hinfürder nicht mehr zerschnitten und getrennt zu werden vermögen. Und daher der unsterbliche Ruhm und die Ehre ihrer Werke und Verdienste in aevum procreat den großen Vortheil,

daß die redliche Wirkung dieser fürzüglichen Sympathie, das Recht ihrer Macht lebhaft beweisend in den Personen des Herrn Kapitän Joseph Rokicki und der ehrsamen und wohlgeborenen Jungfer Katharina Borejkó, Tochter eines Notars (Rejenten), ihnen ihre Regel vorgeschrieben hat. Weßhalb denn Ich, die Frau Fürstin Durchlaucht und ganz besondere Wohlthäterin patris matrisque gerens vices — („das soll gewiß bedeuten, daß mein Vater Vice-Regent [Notar] war" übersetzte meine Tante an dieser Stelle), da ich in unaussprechlicher Güte gesehen, daß die gegenseitige Neigung der inclinirten Herzen sich bemühet durch einen sympathico impulsu die verborgenen Rathschlüsse zu ihrem Ausgange zu führen, so habe ich non derogando solcher Bestimmung und in Anbetracht und Schätzung der an meinem Hofe prakticirten Verdienste meines langjährigen Ehrenfräuleins, der wohlgeborenen Jungfer Borejko, haec vota coronando durch einen freiwilligen, ungezwungenen, den Wünschen utriusque party genugthuenden Consens determiniret und festgesetzt die Zeit der Trauung auf den 26. Julii des gegenwärtigen Jahres 1777, und hege die Hoffnung des Andenkens und der gebührenden Dankbarkeit in kommenden Zeiten pro exdotatione in fortem der Jungfer Katherina Borejko, Tochter des Notars; welche Ausstattung besteht in fünfzehntausend Gulden, die ich, die Wojewodin Ogińska, aus meinem Schatze parata pecunia auszahlen und geben zu wollen deklarire u. s. w.*)"

*) Aus einem echten Originale jener Zeit abgeschrieben. —

„Also, liebe Tante!" sagte ich einst bei Lektüre der Art, „solch' ein Ehrenfräulein war das eine Kammerjungfer?"

„Was Du da schwatzest, mein Lieber! Weder Dienerin war sie, noch war sie für Lohn gemiethet.*)"

„Aber wenigstens war solch' ein Ehrenfräulein stets eine alte Jungfer?"

„Ach ich unglückliches Weib! was schwatzest Du da wieder? Im Gegentheil, fast jedes Ehrenfräulein verheirathete sich, denn ihr Bewerber konnte gewiß sein, daß er Brautschatz und Aussteuer und die Gunst der Herrschaft mitbekommen werde. Ich selbst war, wie Du aus dem Dokument ersiehst, Ehrenfräulein bei der Fürstin Wojewodin, Gott hab' sie selig! und von ihrem Hofe verheirathete ich mich mit meinem seligen Joseph. Gott gebe ihm eine fröhliche Auferstehung!"

„Nicht wahr? Tantchen, Sie hatten damals wohl schon ein halb Schock Jährchen auf dem Nacken, als der Herr Kapitain . . . . ."

„Was für ein Geschwätz! Ich war erst etwas über die Zwanzig! . . . . "

„Nun, abgesehen davon, Tantchen! Sagen Sie mir lieber, welche Pflichten einem solchen Ehrenfräulein oblagen?"

„Pflichten? Gar keine Pflichten! Sieh, mein Bester,

*) Das eigentliche niedere Dienstpersonal bestand damals aus leibeigenen Leuten; für Lohn gemiethet wurden nur Fremde. Alle Gesellschafter und das ganze Ehrengefolge der hohen Aristokratie war unbesoldet. A. d. Uebs.

an jedem großen Hofe waren einige ehrbare Fräulein, die das „Frauenzimmer" (Gefolge) der Wojewodin ausmachten. Weißt Du, was das Wort „Frauenzimmer" bedeutet?"

„Ich verstehe, Tantchen! ich verstehe!"

„Obgleich das ein deutsches Wort ist, so war doch bei uns alles gut polnisch, fromm, geputzt und prächtig. Am Hofe der Wojewodin waren wir unserer sechs. Da war die Mundschenkstochter Milkowska, die später den Plenipotenten der Herrschaft, Herrn Snopkowski, heirathete. Die Herrschaft gab ihm für seine Verdienste ein Vorwerk auf Lebenszeit und der Braut eine Aussteuer und einen Brautschatz. Aber er hatte auch sein eigenes Vermögen. Ihre Kinder blieben ihnen leider nicht am Leben. Im erstem Wochenbette hatte Frau Snopkowska Zwillinge, einen Sohn und ein Töchterchen. Bei der Taufe erhielten sie den Namen Adam und Eva. Der Herr Wojewode und ich hielten den Sohn; die Frau Wojewodin und mein Seliger hielten das Mädchen zur Taufe; und da war es, wo es ihm zuerst einfiel, um mich zu werben. Es war, so scheint es, Gottes Willen, denn auch ich . . . ."

„Aber, liebes Tantchen, davon sprechen wir ja gar nicht!"

„Nun, wovon wollte ich denn sprechen?"

„Von dem Ehrenfräulein. Vielleicht hat aber die Tante jetzt etwas Nöthigeres zu thun, da kann es für ein ander Mal bleiben!"

„O nein! ganz und gar Nichts! Nur unterbrich

mich nicht, sonst bringst Du mich aus dem Concept. Also ich sagte, daß wir unserer sechs waren. Manchmal mehr, manchmal weniger. Die älteste jedoch führte den Reigen, und wenn sie sich bei der gnädigen Frau beliebt zu machen wußte, blieb sie Ehrenfräulein, bis ihr Gott ein anderes Loos zuertheilte.*) Die jüngern wurden Residentinnen (Rezydentki) genannt, obgleich auch sie im Ehrengefolge der Frau waren. D. h. sie erhielten von derselben Alles, was sie brauchten und wurden täglich mit an ihren Tisch gezogen, sogar wenn Gäste waren.

„Als solches erstes Ehrenfräulein mußte man schon ein gesetztes Alter und einen guten Verstand haben, und sich in jeder Gesellschaft wohl zu benehmen verstehen, damit sich die gnädige Frau ihres Ehrenfräuleins, welches ihr stets zur Seite war, nicht zu schämen brauchte.

„Nach der Frau Snopkowska nahm ich deren Stelle bei der Frau Wojewodin ein und diese — Gott hab' sie selig! — liebte mich sehr.

„Ich pflegte dann schöngeputzt im Paradezimmer zu sitzen und nähte oder tamburirte für die gnädige Frau, aber nur in der Hand, denn am Rahmen stickten nur die Residentinnen. Wie gesagt, ich mußte immer schöngeputzt sein, was mir jedoch leicht wurde, denn die Frau Wojewodin theilte mir reichlich aus ihrer eigenen Garderobe mit. Und so war ich bereit, die Gäste zu empfangen, besonders die Damen, zuweilen aber auch die Herren,

*) D. h. bis ihr Gott einen **Mann** gab. D. Uebs.

um die Herrschaften so lange zu vertreten, bis sie sich selbst in den Gemächern zeigten. Da mußte man denn natürlich sich auf einen Discurs verstehen und die Gäste artig unterhalten können. Hatte sich jedoch große Gesellschaft und zwar auf mehrere Tage versammelt, dann gab es eine besondere Obliegenheit für das Ehrenfräulein, die eigens zu gewissen Gratificationen und Einkünften für dieselbe ausgesonnen war.

„Ich mußte früher als alle Andern aufstehen, mich tüchtig schnüren, ein seidenes Kleid anziehen, ein hübsches hochrothes Tüchelchen über die Brust zusammenstecken, Atlasstiefelchen mit Absätzen anthun. War es Winter, so warf ich eine mit Grauwerk verbrämte Halbsaloppe um, im Sommer aber eine leichte, seidene Mantille, und so ging ich zu den Gästen. Hinter mir die Heiducken, welche silberne Präsentirteller mit dem Kaffee und ausgezeichneter Sahne trugen und in silbernen Körben Zwiebacke, die so köstlich schmeckten, wie die, welche ich Dir zu backen pflege. So gehe ich und finde die Herrschaften bisweilen noch im Bette, aber das schadet nichts, denn diese Ehre widerfuhr nur Herrschaften von hohem Range und Veteranen. Ich trete ein und mache an der Thüre einen zierlichen Knicks.

„Meine Gebieterin schickt mich, den Excellenzen einen guten Morgen zu wünschen! sage ich. Und sie grüßen mich feierlich, entschuldigen sich, daß sie verschlafen haben und inzwischen lasse ich den Tisch mit einem Tischtuche aus holländischem Leinen, so schön wie Atlas, decken und servire den Kaffee. Dann frage ich nach dem Befinden

und ob die gnädige Frau nicht irgend einen Kräutertrank oder vielleicht Thee wünsche, solchen chinesischen, den Ihr heutzutage für gewöhnlich gläserweise trinkt, der aber damals nur bei Unwohlsein angewendet wurde. Im ganzen Hause fanden sich nur einige Prisen davon vor, und die waren noch dazu in der Apotheke gekauft.

„So discurire ich ein wenig und mache dann weiter die Runde in den andern Gastzimmern, und so mache ich allen ehrenwerthen Ehepaaren die Aufwartungen. Dann kehre ich zu meiner gnädigen Frau zurück und berichte, wie es den Gästen geht und warte in meinem Zimmerchen neugierig und ungeduldig auf die Rückkehr der Präsentirteller, welche die Heiducken ganz unberührt schnurstracks in mein Zimmer bringen. Alle Residentinnen kommen eilends zu mir gelaufen, ja zuweilen kommt sogar die gnädige Frau im Pudermantel herbei, neugierig zu sehen, ob die Gäste freigebig gewesen. Kein Präsentirteller kommt leer zurück. Der eine ist bedeckt mit einem Shwal, der seine 10 bis 20 Dukaten werth ist, auf dem andern liegt ein seidenes Kleid, auf dem dritten ein schöner Ueberwurf. Das Wenigste ist eine Schachtel voll Bänder oder eine echte brabanter Spitze. Geld findet sich niemals vor, denn das schickt sich nicht; aber zuweilen stellten sich auch hübsche Ringe oder Ohrgehänge und andere Schmucksachen von bedeutendem Werthe ein. Da nun das Haus des Herrn Wojewoden meistens von sehr angesehenen Gästen besucht wurde, so erhielt das Ehrenfräulein ohne Kosten und Arbeit eine schöne Aussteuer. Wo findest Du dergleichen

heutzutage? Wo giebts heute solche Ehrenfräulein? Wo solche Herrschaften? und wo solche wohlthätige und gottesfürchtige Frauen? ja wo? Der Herr getröste ihre Seelen!" sprach sie, die Hände gen Himmel erhebend .... „Ach, willst Du fort!".. Das Kätzchen war auf das Geranium gesprungen.

Ich aber benutzte diesen Augenblick der Unterbrechung und Verwirrung und schlich hinaus, um dem weiteren Bericht der Jugendgeschichte meiner Tante zu entgehen. O Jammer! nicht lange nachher sprach auch ich auf dem Grabhügel des letzten Ehrenfräuleins in Lithauen ein: „Der Herr getröste ihre Seele!" —

Eine Ballscene.

Von

Joseph Korzeniowski.

In einem prächtigen Palaste in einer der Hauptstraßen Warschau's wurde am Fastnachtsdienstage des Jahres 1847 ein großer Ball gegeben, dessen Glanz dem Ruhme des alten Geschlechtes und seines ansehnlichen Reichthums, sowie der bekannten Leutseligkeit und Gastlichkeit, der Erziehung und der natürlichen Herzensgüte der ehrenwerthen Wirthe des Hauses entsprach. Nur selten wurden in diesem Hause Bälle gegeben, aber jeder derselben, obgleich sie um Jahresfrist von einander entfernt waren, trug den Stempel eines allgemeinen Bankettes. Denn man empfing ebensowohl den auf seine Vorfahren stolzen Magnaten, wie die Aristokratie, die da glaubt, Gott habe für sie eine eigene Art Ton erdacht, wie den Beamten, der, sei es durch Protection, Arbeitsamkeit oder außergewöhnliche Befähigung, sich aus den staubigen Winkeln der Kanzlei auf einen Sessel am Sitzungstische emporgeschwungen, wie den Banquier, der zwei Finger in jeder Westentasche mit den Dukaten in denselben klimpert, wie den Künstler, der die zauberischen Formen und Wechselwirkungen der Gruppen und der einzelnen Schönheiten

bewundert, wie endlich auch den Literaten, welcher der Mosaik der Gespräche lauscht und sie alle bespöttelt, hauptsächlich aber diejenigen, welche gern aus ihrer Haut fahrend die verschiedenartigsten und ergötzlichsten Ansprüche zu Tage fördern.

Schon hatte es eilf geschlagen, und nach und nach fing der große von Lichtern strahlende Saal sich an zu füllen. In den Ecken desselben standen die seltsamsten exotischen Gewächse und seine vielen ungeheuren Spiegel strahlten die schönen Gesichter der Tänzerinnen zurück, ihre mit Rosen- und Camelien-Kränzen verzierten Köpfchen, ihre schlanken Hälse und entblößten Schultern, auf denen Gold-Perlen und Brillanten blitzten. Von der Tribüne herab erklang Musik und tanzlustige Paare durchflogen den Schlangenweg der Polka, drehten sich im schnellen kreisenden Walzer, oder schwebten, glänzende Reihen bildend, mit Grazie und Leichtigkeit in der bedächtigen Quadrille an einander vorüber. Ballhitze fing an die Atmosphäre zu durchdringen. Schneller kreisendes Blut, erregtere Herzschläge, in Schwung gesetzte Gedanken und magnetische Pole, die Auge zu Auge, Herz zu Herz, Brust zu Brust hinzogen, erhöhten die Hitze noch mehr, so daß, wenn die Tanzenden, um so zu sagen in diesem organischen Bade untertauchten, sich glühendes Leben selbst auf die bedächtigen Matronen, welche längs der Wände saßen und auf die abgelebten Adonise ausgoß, die mit gekrümmtem Rücken die Thürpfosten stützend, sich zum Kreise der lebenslustigen Jünglinge drängend, mit lüsternem Auge wie Schnecken die

jugendlichen schneeigen Schultern anstierten, die nicht mehr für sie sein sollten, und im Innersten ihrer Seele bedauerten, daß sie Gottes Tageslicht dreißig Jahre zu früh erblickt hatten.

In der Ecke zur rechten Seite des Saales unweit der Thüre, die zum Büffet führte, das reich besetzt mit alterthümlichem Trinkgeschirr die ermüdeten Tänzer mit kühlendem Weine erlabte, saß unter einem schönen Oleander, dessen üppige Blumen sich zu einem riesigen purpurvioletten Strauße vereinten, ein schöner Mann, der, ohne daß er sich dessen bewußt zu sein schien, mit der Hand seinen neuen Hut glättete und einen gleichsam bemitleidenden Blick auf die gedrängte Quadrille warf, deren Paare vorschritten und kehrten, sich regelmäßig windend und wiederum aufsuchend, während ihnen der beschränkte Raum zu ihren taktmäßigen Bewegungen und Figuren wenig Platz gewährte. Er konnte einige dreißig Jahre alt sein; seine Züge waren schön und voller Adel, aber seine hohe Stirn verrieth düstere Gedanken, irgend eine bittere Täuschung im Leben, vielleicht auch Gewissensbisse darüber, daß das so reich und nützlich hätte sein können, ein Leben, durch eigene Schuld schon jenen Reiz verloren, der an diese Erde fesselt, und der sowohl dem Körper wie dem Geiste jene Elasticität und Thatkraft verleiht, welche beweisen, das das Ziel nicht verfehlt ist. Dieser Ausdruck, den man mit Leichtigkeit aus der ganzen Erscheinung des Mannes herauslesen konnte, machte ihn so interessant, daß alle Frauen, die einen Augenblick Ruhe hatten, oder durch das Gespräch mit ihren Tänzern nicht in Anspruch

genommen waren, und alle Männer, deren Blick ihn erreichen konnte, ihre Aufmersamkeit auf ihn richteten und jeder neugierig fragte: Wer ist das? Warum blickt er so sonderbar vor sich hin? Wo ist er her? — Denn aus seiner ganzen Erscheinung und Tracht, obgleich sie höchst elegant und tadellos war, konnte man deutlich erkennen, daß er ein Fremder und kein Warschauer sei, da er fast Niemanden kannte und Niemand ihn interessirte.

„Sehen Sie, mein Fräulein, jenen Herrn, der dort unter dem Oleander einsam sitzt und sich mehr mit seinem Hute, als mit allem Glanze dieses Balles zu beschäftigen scheint?" fragte ein kleiner, stämmiger junger Mann mit steifpomadirtem Schnurrbärtchen seine Tänzerin, als der Tanz ihnen einen Augenblick zu pausiren erlaubte, und er in dieser Pause seine Dame mit dem pflichtmäßigen Gespräch unterhalten mußte.

Die Dame blickte nach rechts, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte sie einen drückenden Gedanken von sich abwehren, blickte dann noch einmal wie unvermerkt hin, und als sie sah, daß es kein Gespenst, sondern ein wirklicher Mensch war, in schwarzem Frack und weißen Handschuhen, einen Hut in der Hand, wendete sie sich ab, und statt eine Anwort auf die Frage des jungen Mannes zu geben, fragte sie ihrerseits:

„Die wievielteste Quadrille tanzen wir?"

„Die sechste kommt jetzt!" antwortete dieser etwas verwundert.

„Gott sei Dank!" antwortete die junge Dame.

„Dieser Tanz langweilt Sie gewiß, mein Fräulein?

Sie ziehen den Masur vor?" sprach der junge Mann weiter, um das Gespräch, zu dem er sich verpflichtet fühlte, im Gange zu erhalten.

„Früher habe ich in der That den Masur allen andern Tänzen vorgezogen," antwortete die Dame, wiederum unvermerkt nach dem Orte hinblickend, wo der Oleander blühte, und unter ihm die hohe Stirn des in Gedanken versunkenen Mannes hervorleuchtete.

„Und jetzt lieben Sie den Masur nicht mehr?" fügte der junge Mann hinzu, als ob er eine patriotische Verwunderung zu erkennen geben wollte, wie man aufhören könne den Masur zu lieben.

„Jetzt ziehe ich es überhaupt vor, den Tanzenden zuzusehen, als selbst zu tanzen," antwortete sie ruhig, ein Paar schöne Augen erhebend, die einer längst verflogenen Vergangenheit nachzueilen schienen.

„Dennoch wage ich es, Sie zum Masur, den uns Chojnacki aufspielt, aufzufordern," sagte der eitle Warschauer mit dem Selbstgefühl der Jugend, daß er mit seinem Absatzschlag und seiner Unterhaltung ihre ehemalige Lust und Vorliebe für unsern unschätzbaren Tanz wieder beleben werde.

Die Dame blickte ihn mit einem Lächeln an, welches deutlich zu sagen schien, daß sie seine Gedanken errathen und seine Arroganz nach ihrem Werthe geschätzt habe; und ihm die Hand reichend, da die Reihe zum Tanzen an ihnen war, sagte sie ziemlich nachlässig: „Gut! aber Sie thun mir leid. Sie hätten eine bereitwilligere Tänzerin finden können!"

Die Dame war nicht nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend.

Sie war sicherlich schon einige zwanzig Jahre alt, ja die kritische Dreißig war vielleicht nicht mehr fern. Eine hohe Gestalt, ein schlanker und zauberisch graziöser Wuchs, Bewegungen voller Würde und Anmuth, üppiges dunkles Haar, in dem sich rothe Blumen verflochten, außerordentlich schöne Züge, dunkle Augen, glänzend wie Sammet, perlweiße Zähne, mit einem Worte: Alles zeigte, daß sie zu ihrer Zeit, das heißt, als sie glücklicher und jünger war, eine Schönheit ersten Ranges gewesen sein mußte, die mit Kühnheit und mit dem Selbstbewußtsein des Sieges und der Hoffnung auf Glück, zu dem ihr Natur und Erziehung alle Rechte verliehen, in die Zukunft blickte. Heute aber konnte man in ihren etwas tiefliegenden Augen, an ihren eingefallenen Wangen, auf denen unbeweglich eine krankhafte Röthe leuchtete, an ihrem abgemagerten Hals und Händen konnte man erkennen, daß alle jene Hoffnungen sie getäuscht hatten und daß von ihrem geträumten Glücke, wie von ihrer Schönheit nur eine Ruine übrig geblieben sei, zwar noch wunderbar fesselnd, reich an Andenken, aber doch immer nur eine Ruine, die den Blick und die Seele des Beschauers nur zur Vergangenheit hinzieht, wo ihr Leben war, wo ihre Blüthen blüheten, von denen jetzt nur noch die nackten Stengel übrig geblieben waren.

Die Quadrille war zu Ende. Der Mann, von dem wir vorhin sprachen, blickte noch auf das Gedränge plaudernder, hin und her wogender geputzter Gäste, aber jene Dame war nicht mehr im Saale. Obgleich man

in seinem Gesichte nicht lesen konnnte, daß er nach ihr oder nach irgend Jemand besonders blickte, oder daß er überhaupt Jemanden sehe, so schien es dennoch, daß er seines Platzes überdrüssig wurde, daß ihn das Gespräch der an ihm vorübergehenden Paare verdrösse, daß ihn die Lorgnetten der etwas älteren Damen ärgerten, die ihn neugierig ansahen, als ob sie sich wunderten, daß sie einen Mann nicht kennen sollten, der so gut aussah und der weder die Miene eines Banquiers, noch den Zuschnitt eines Literaten hatte. So stand er denn auf, ging durch den Ballsaal, warf einen Blick in den zweiten Saal, der hinter jenem lag und gleichfalls voll war, dann das Zimmer durchschreitend, das zu dem geräumigen Boudoir der Frau des Hauses führte, blickte er dort hinein, und sich an den marmornen Thürpfosten lehnend, blieb er ruhig stehen und heftete seinen Blick unverwandt auf einen Punkt im Zimmer.

In jenem Zimmer saß auf einem dem Kamine zugewandten Sopha ganz allein jene Dame, die wir in der Quadrille gesehen haben. Ihre zarte, von einem hellgelben Kleide umfangene Taille wurde von dem dunkeln Sammet der Causeuse vortheilhaft hervorgehoben, das geneigte, gewiß nicht von den es schmückenden Blumen schwere Haupt war auf eine abgemagerte Hand gestützt, von deren Arm die Spitzen der Aermel zurückfielen und ihn bis zum Ellenbogen bloß ließen. In der andern Hand hielt sie ein blitzendes Feuerzängchen von englischem Stahl, mit dem sie im erloschenen Feuer wühlte, als wenn sie die Funken suchte, die einst so hell geleuchtet,

so belebende Wärme ausgestrahlt hatten. In ihrer ganzen Erscheinung war etwas so wunderbar Schwermüthiges, ihre ganze Stellung war so anmuthig, so voll Grazie, daß gewiß kein Mensch von Gefühl und einigem Scharfblicke es gewagt hätte, jenes Sinnen zu stören, das ihr ganzes Glück zu sein schien, das Einzige, was ihr noch übrig geblieben von besseren und reicheren Stunden, mit dem sie jetzt ihre Seele so gerne zur Ruhe sang.

Aber für einen jungen Warschauer, der ein in sich Versunkensein auf einem Balle nicht begreifen und keinen vernünftigen Grund für das Verlieren eines Augenblicks der Gegenwart oder für das Jagen nach Erinnerungen in einem Augenblicke, wo man zum Masur aufspielt, finden kann, für den giebt es kein so wichtiges, so tiefes Nachdenken, das er nicht plötzlich unterbrechen würde, und erst recht, wenn es ihn mit dem Verlust einer Figur oder eines in's Auge fallenden Platzes bedroht, den er mit seiner Tänzerin einnehmen wollte, um als Führer des Reigens zu erscheinen. Solch eine Natur war der junge Mann, der die eben sinnende Dame zum Masur aufgefordert hatte, und als er die einladenden Klänge hörte und die Tänzer schon zum Kreise antreten sah, sie mit einer Bestürzung suchte, gleich der eines Reisenden, der seine Gesellschaft sucht, wenn die Locomotive schon pfeift und die Bahnhofsglocke zum dritten Mal erklungen.

„Haben Sie Fräulein Brigitte M. . . . nicht gesehen?" fragte er Jemanden.

„Sie sitzt im Boudoir der Gräfin und denkt über

vergangene Jahre nach, deren sie schon nicht wenige gesehen haben soll," antwortete jener höhnisch lächelnd.

„Ich habe sie zum Masur aufgefordert, alle Paare sind schon angetreten und ich kann sie nicht finden," erwiederte Ersterer bekümmert.

„Geschieht Dir schon recht! Wozu forderst Du alte Jungfern auf, die den Kamin dem Tanze vorziehen!" sagte der Andere, und mit seinem Witze zufrieden, lachte er auf's Neue.

„Sie sitzt also dort am Kamin?"

„Ja! Sie schürt ein Feuer an, das ausgeht, und sucht, was sie nicht mehr finden wird."

„Ich danke Dir!" rief der junge Mann, und in's Boudoir eilend, berührte er den Fremden etwas unsanft, der, am Thürpfosten stehend, die Unterhaltung der beiden jungen Leute gehört hatte, die Stirn in Falten zog, mit der Hand über die Augen fuhr, als ob er dort einen Flecken wegwischen wollte und wiederum durch alle Säle schreitend, seinen Platz am Oleander einnahm.

Einige Augenblicke später fühlte er, daß Jemand sich neben ihn setzte. Er drehte sich also um und dem Nachbar die Hand hinhaltend rief er: „Wie geht's Dir, Kasimir! Von beiden Weltenden kommend, müssen wir hier unerwartet zusammentreffen."

Der also angesprochene Kasimir war ein Wolhynier, eine hohe Gestalt, wohlbeleibt und von ziemlich hübschem mit starkem Schnurrbarte geziertem Antlitze. Ueber der Stirne stand sein Haar dicht und struppig empor, aber in seinen Augen lag der Ausdruck einer verständigen

Neugier, und unter seinem Schnurrbarte zeigten sich schöne Zähne und jenes herzliche polnische Lächeln, welches ein rechtschaffenes Herz verräth, das sich seinen Freunden hingiebt und deren Freud' und Leid zu theilen versteht.

Mit einer etwas derben Bewegung ergriff er die Hand seines Nachbars und rief lauter, als wohl vornehmer Anstand erlaubte: „Graf Cäsar! Wahrhaftig Du bist es! Ja, das ist wahr, daß wir von beiden Weltenden kommend hier unerwartet zusammentreffen müssen.“

„Wann bist Du angekommen?“ fragte der Graf.

„Denke Dir, erst gestern bin ich von Wolhynien angekommen. Gleich erfuhr ich, daß heute der berühmte Ball sei, von dem wir alle Jahre Wunder hören.“

„Und Du, Cäsar, Du kommst aus Lithauen?“ fügte er hinzu, des Grafen Hand noch einmal herzlich drückend.

„Aus Lithauen“ antwortete Graf Cäsar S. . .

„Bist Du schon lange hier? Gewiß zog Dich der Fasching nach Warschau,“ sprach Kasimir weiter.

„Auf der Durchreise nach dem Auslande weile ich schon seit einer Woche hier,“ sagte der Graf, den Kopf erhebend, und plötzlich schwieg er.

Im Kreise des Masurs rauschte das hellgelbe Kleid bei ihnen vorüber und erschallte der Absatzschlag, mit welchem der uns mit bekanntem Eifer tanzende Jüngling seine Tänzerin sichtlich aufheitern wollte. Beide sahen eine Zeit lang dem Tanze zu, ohne sich zu unterhalten; dann fragte Kasimir:

„Bist Du allein hier?“

„Mit meiner Frau,“ sagte der Graf, aber in so sonderbarem Tone, als habe er ein bedeutungsvolles l e i d e r ausgelassen, das er nur in Gedanken aussprach.

„Ah! in der That“ rief Kasimir, „als ich durch den Saal ging, kam es mir vor, als sehe ich dort eine mir wohlbekannte Dame bei den andern sitzen. Aber möge Dich das Folgende nicht betrüben. Ich konnte nicht glauben, daß es Deine Frau sei; erstens weil ich nicht ahnen konnte, daß ich Dich hier finden würde, dann weil sie sich sehr verändert hat.“

„Sie hat die Schwindsucht,“ anwortete der Gatte in demselben Tone, mit welchem er gesagt hätte: sie ist im andern Zimmer.

„Wir reisen nach Italien; vielleicht hilft ihr das dortige Klima. Aber lassen wir das!“ fügte er zerstreut hinzu, auf die Tanzenden blickend. In demselben Augenblicke rauschte das hellgelbe Kleid wieder majestätisch an ihnen vorüber.

Die Tänzerin fiel auch Kasimir auf; er erhob sich, führte die Lorgnette ans Auge und folgte mit dem Blicke allen ihren Bewegungen: ein verstecktes Lächeln umspielte seinen Mund, als er den Gegensatz zwischen dem uns bekannten jungen Manne, der mit Energie und Feuereifer sich in einer schweren und verwickelten Figur herumdrehte, als ginge es um Ehre und Leben, und zwischen seiner Tänzerin bemerkte, deren ätherischer Körper sich voll Geschick und Grazie nach Takt und Gesetz des Masurs mit Leichtigkeit hindurchwand, deren Antlitz aber Ernst und Tiefsinn verieth.

Als die Figur beendigt war, warf die Dame unver-

merkt einen Blick nach dem Oleander, und das unverwandt auf sie gerichtete Auge des Grafen bemerkend, wandte sie den Kopf weg, blieb einen Augenblick in dieser Stellung und begab sich dann langsam an ihren Platz.

„Sie hat nach Dir gesehen," rief Kasimir, sich setzend.

„Wer?" fragte der Graf.

„Jene hochgewachsene Dame im hellgelben Kleide mit den rothen Blumen im Haare."

„Kann sein," erwiederte der Graf.

„Was muß das für ein schönes Weib gewesen sein!" rief Kasimir.

„Kein Wunder . . . Eine Lithauerin."

„Du kennst sie also?"

„Eher die Geschichte ihres Lebens, als sie selbst," sagte der Graf sich abwendend und die Augen niederschlagend.

„Sie ist also gewiß „geschieden," wenn ihr Leben schon eine Geschichte hat," sagte Kasimir.

„Nein, sie ist noch Mädchen," antwortete der Graf „und ihre Biographie ist weit interessanter und wissenswerther, als die Lebensgeschichte geschiedener Frauen."

„Bei uns in Wolhynien," antwortete Kasimir mit seiner Lorgnette spielend, „haben nur geschiedene und verheirathete Frauen eine Biographie."

„Desto besser für Wolhynien, wenn die Mädchen dort gar keine Biographie haben," sagte der Graf lächelnd.

„O! darüber wäre viel zu sprechen," sagte Kasimir aufstehend; „aber sieh! Deine Lithauerin tanzt wieder,

ich muß sie mir genauer betrachten, denn ich lese in der That auf ihrer Stirn, daß ihre Vergangenheit nicht die gewöhnliche Vergangenheit anderer Mädchen gewesen."

Jetzt folgte eine ziemlich lange und hübsche Figur, in der die Damen zu zweien, dreien, vieren stehen, und die Männer, sich die Hände reichend, in einer langen Schlange durch jene glänzenden Reihen sich hindurchwinden, dann jeder nach einer kunstreichen Evolution seine Tänzerin findet, und alle wieder zum Masur einsetzen. Im ersten Paare stand die Dame im hellgelben Kleide, die wir von jetzt an Fräulein Brigitte nennen werden, da sie ihr Tänzer so genannt hat. Sie blickte gerade vor sich hin, ihr Auge wandte sich kein einziges Mal nach rechts, wo der Oleander blühte; in ihren Zügen lag eine sonderbare Gleichgültigkeit und Abwesenheit des Geistes von dem Orte, wo sich der Körper befand. Die Worte, die sie zu ihrer Nachbarin sprach, klangen, als fielen sie aus einer Sprechmaschine, und das Lächeln, das manchmal ihren Mund umspielte und ihre Zähne zeigte, war so unmerklich, verschwand so schnell, daß es wenigstens den regelmäßigen Ernst ihrer schönen Züge nicht änderte. Kasimir stand während der ganzen Zeit, ohne die Lorgnette vom Auge zu nehmen, und sah sie mit Aufmerksamkeit und Theilnahme an, und Graf Cäsar, den Hut in der einen Hand haltend, stützte den Kopf auf die andere und blickte zu Boden.

Als andere Paare den Platz derjenigen, deren Figur zu Ende war, einnahmen, setzte sich Kasimir, und

da er seinen Freund in Gedanken versunken sah, legte er die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Was ist Dir, Cäsar?“

„Nichts!“ entgegnete jener, den Kopf erhebend, „ich denke nach.“

„Ueber Italien?“

„Ueber Lithauen,“ sagte der Graf sich erhebend. „Aber laß uns von hier fortgehen, es ist gar zu heiß.“

„Weißt Du,“ fuhr Kasimir fort, ehe er aufstand, „ich habe mir Deine Lithauerin sehr genau angesehen. Sie muß ein reizendes Wesen gewesen sein. Ich stelle mir vor, wie die Augen den angesehen haben müssen, den sie liebte, wie der Mund ihm zugelächelt haben muß. O! sie mußte ihn lieben, lieben mit jener gewaltigen Liebe, die das Herz des Weibes offenbart, wie der Genius den Kopf des Mannes. O! eine solche Liebe ist ebenso selten, wie der Genius selten ist. „Kennst Du die Chronik dieses hehren Herzens genau?“

„Warum dieses hehren Herzens?“ fragte der Graf mit Bedeutung.

„Das lese ich auf ihrer Stirn, in ihren Augen, in ihren Zügen, in jeder ihrer Bewegungen,“ rief Kasimir fast mit Begeisterung. „Erzähle mir, was Du von ihr weißt. Ich will mich an ihr überzeugen, ob mich mein Scharfblick nicht trügt.“

„Du machtest immer Anspruch auf einen derartigen Scharfblick. Ist das nicht Eure wolhynische Selbstüberschätzung?“ sagte der Lithauer lächelnd.

„Den dritten Tag, nachdem wir mit einander Be-

kanntschaft gemacht hatten, war ich schon Dein Freund; und es scheint mir, daß ich mich nicht geirrt habe,“ antwortete Kasimir, die Hand des Grafen schüttelnd. „Gestern auf der Straße erkannte ich in einem mir fremden Menschen einen Protektor und habe mich gleichfalls nicht geirrt. Ich bin gewiß, daß mich auch jetzt mein Instinkt nicht trügt, wenn Du meine Neugierde nur befriedigen willst.“

„O das ist leicht genug!“ antwortete der Graf mit einem unmerklichen Seufzer. „Aber laß uns ins Boudoir der Gräfin gehen. Dort finden wir ein stilles Plätzchen und ein bequemes Sopha.“

Sie begaben sich also in's Büffet, leerten zur Abkühlung ein Glas Champagner, der dort in Eis stand, auf gnädige und durstige Gäste wartend, durchschritten dann das prächtige Treppenhaus und einen großen Saal, in dem man Karten spielte, traten in's Boudoir ein und setzten sich auf jenes Sopha unweit des Kamines, auf dem kurz vorher die Person, von der sie sprechen wollten, gesessen hatte. Der Graf hub nun folgendermaßen an:

„Jenes Fräulein Brigitte, die Dich, wie ich sehe, so lebhaft interessirt, ist die Tochter eines Wirthschaftsbeamten, Verwalters der Güter eines großen Herrn.“

„Ah!“ stöhnte Kasimir, sich hinter den Ohren krauend.

„Was giebts?“ rief der Graf lächelnd. „Ist Deine Neugier schon vorbei?“

„Ganz und gar nicht! Ganz und gar nicht!“ rief Kasimir, sich auf dem Sopha zurechtrückend. „Ob-

gleich ich Dir gestehe, daß mir der Anfang nicht behagt. Ich hätte es lieber gesehen, wenn sie nicht die Tochter eines Wirthschaftsbeamten wäre, und wenn sie nicht Brigitte hieße. Brigitte, das klingt wie Schwester Brigitte und hat einen Krankenhausgeruch. Und Wirthschaftsbeamter, wenngleich Verwalter bedeutender Güter eines großen Herrn, riecht verteufelt nach Vorwerk, Gänsen, Enten und jeder Art gehörntem und ungehörntem Vieh."

„Hat Dich ihre Gestalt, ihre Erscheinung, ihre Toilette in irgend einer Art an Haus- oder Federvieh erinnert, ehe Du gewußt, was ihr Vater war?" fragte der Graf mit Ernst.

„Gewiß nicht!" erwiederte Kasimir.

„Umsomehr müßte es Dich also interessiren, daß eine Person solcher Herkunft sich hier im glänzendsten Kreise befindet, und das Ansehen einer Dame vom höchsten Stande hat," sagte der Graf mit einem gewissen Nachdruck, als wenn ihn die Bemerkung des Freundes ein wenig beleidigt hätte.

„Weißt Du, daß Du sehr Recht hast? Ich hatte nicht daran gedacht," sagte der scharfsinnige Wolhynier, mit der Hand durch seine Haare fahrend. „Aber ich werde Dich nicht wieder stören. Dieses Fräulein also . . ."

„Dieses Fräulein," fuhr der Graf fort, „eines besseren Schicksals würdig, als das ist, welches ihr geworden, heißt Brigitte M. . . und ist, wie schon gesagt, die Tochter eines Verwalters ansehnlicher Güter in Litthauen. Jener brave Mann gelangte durch die unermüdliche Arbeit

seines Vaters und seiner eignen, wie auch durch die Gnade eines gütigen Herrn, was sowohl das Eine, wie das Andere eine sehr seltene Sache, namentlich bei Euch in Wolhynien ist, zum Besitze eines hübschen Gütchens in der Gegend von Nowogródek. Er war noch ziemlich jung, nämlich von Aussehen, und gar nicht dumm . . ."

„Natürlich, wenn er zum Besitz eines hübschen Gütchens gelangte," rief Kasimir.

„Du versprachst mich nicht mehr zu unterbrechen."

„Entschuldige; aber jene Seitenhiebe auf Wolhynien," antwortete Kasimir. Der Graf zuckte mit den Achseln und fuhr also fort:

„In jenem Hause, das ihn reichlich belohnte und um das sich er und sein Vater rechtschaffen verdient gemacht hatten, war eine Gouvernante, schön, hochgebildet, die ein Kapital von einigen zwanzig tausend Gulden zusammengespart hatte. Mit ihr verheirathete sich der Vater Deiner Heldin."

„Aha!" rief Kasimir.

„Was soll dies Aha bedeuten?" fragte der Graf.

„Es bedeutet," erwiederte Kasimir, „daß es mir nunmehr begreiflich wird, wie die Tochter eines Wirthschaftsbeamten eine solche Erziehung erhalten konnte, wie sie sich in ihren Zügen, ihrem Auftreten, ihren Bewegungen malt."

„Du meinst, sie habe das von der Mutter, und Du irrst Dich auch nicht."

Kasimir rückte sich mich Selbstgefälligkeit, daß sein Scharfblick ihn auch diesmal nicht irre geführt habe,

auf dem Sopha zurecht, und der ernstere Gefährte des Wolhyniers lächelte verstohlen, also fortfahrend: „Fräulein Brigitte war sieben Jahr alt, als ihr Vater starb. Seine achtbare Wittwe mit diesem einzigen Kinde auf dem zwar sehr einträglichen, aber noch nicht völlig von dem beim Ankaufe gemachten Schulden freien Gütchen zurückbleibend, entwickelte jene unsern Frauen, die von ihren Männern in einer solchen Lage hinterlassen werden, eigenthümliche Thatkraft.

Im Verlaufe von fünf Jahren war das Gütchen ganz schuldenfrei, und die zwölfjährige Tochter kannte mehr von den die Frauen zierenden Wissenschaften, als sonst achtzehnjährige Mädchen; sprach außer der ihrigen, die sie gründlich kannte, zwei fremde Sprachen geläufig, sang kleine Lieder wie eine Nachtigall und spielte mit solcher Fertigkeit und Gewissenhaftigkeit Klavier, daß die vernünftigeren Mütter der Nachbarschaft sich eifrig um ihre Bekanntschaft bewarben, damit jenes wunderliebliche Mädchen ihren Töchtern zum Beispiel dienen möchte. Bei ihren aufblühenden Reizen, welche hoffen ließen, daß sie einst die schönste Jungfrau der Umgegend sein werde, bei einer solchen Liebe zu den Wissenschaften, war sie schelmisch, lustig, naiv und voll jener unschuldigen Gefallsucht, die sie zum Liebling und zum Entzücken aller Bekannten machte."

„Mein Gott, mein Gott!" fuhr Kasimir auf.

„Was ist Dir?" fragte der über den Ausruf etwas erstaunte Graf.

„Wenn ich dies eingefallene Gesicht betrachte," rief

Kasimir mit Lebhaftigkeit, sich die Haare unbarmherzig zerraufend — diese gedankenvolle Stirn, diese Augen, — die selbst mitten im Tanze und im Festgewühl irgend wo, weit, weit von hier die Schatten und die Stille einer lithauischen Einöde zu suchen scheinen, wer würde da glauben, es sei dies ein schelmisches, fröhliches Mädchen voll unschuldiger Gefallsucht gewesen! Irgend ein Sturm mußte dies Herz durchwühlen, als sich aus seiner Tiefe all' jene Schwermuth und all' jener Ernst erhoben, die sich heute in den Zügen jenes Weibes lesen lassen. „Weiter nur, weiter nur, mein Cäsar! Ich höre Dir mit der größten Aufmerksamkeit zu."

Der Graf blickte während dessen zu Boden. Nach einiger Zeit das Gesicht erhebend, auf dem Kasimir eine früher nicht vorhandene Blässe entdeckte, fuhr er also fort:

„Als Fräulein Brigitte ihr siebenzehntes Jahr beendete, als alle jene Hoffnungen, die sie erweckt hatte, in ihrem Antlitze mit der Schönheit einer jüngst entfalteten Rose aufgeblüht waren, und ihr Athem das Herz der Mutter anhauchte, wie der Duft, der aus dem vollen Kelche jener Königin der Gärten aufsteigt, wollte sie die Volljährigkeit ihrer Tochter feierlich ankündigen und ihren Geburtstag im Kreise der Bekannten, Nachbarn und Freunde begehen. Es fehlte denn auch keiner der Geladenen, und außerdem fanden sich noch zwei ungeladene Gäste ein."

„Zwei Nebenbuhler," rief Kasimir, sich die Hände reibend.

„Diesmal hat Dein Scharfsinn Dich getäuscht," rief der Graf lächelnd.

„Weiter nur, weiter nur, wir werden schon sehen!" fügte Kasimir etwas mit sich selbst unzufrieden hinzu, und der Graf erzählte folgendermaßen weiter:

„Einer dieser Gäste war ein zwanzigjähriger Junker, aus etwas entfernter Gegend, der vor einer Woche von Wilna, wo er drei Jahre gewesen, in das mütterliche Haus zurückgekehrt war. Er hatte auf der dortigen Universität Vorlesungen in der medicinischen Facultät über Physik und Physiologie, in der philosophischen über alte Sprachen und Literatur gehört. So hatte er seine Kenntnisse vervollständigt, und für einen Junker, der ein großes Vermögen, eine Mutter, die ihn verzog, und eine schon verheirathete Schwester besaß, war er noch ziemlich bescheiden, geistig entwickelt genug und frei von jenen junkerhaften Ideen, wie sie in den Köpfen der reicheren, mit irgend einem Erbtitelchen behafteten Jünglinge, namentlich bei Euch in Wolhynien, herrschen."

„Schon wieder Wolhynien! O Hochgeborner Herr Graf! Ew. Gnaden sind ein wahrhaftiger Lithauer," rief Kasimir.

„Darum will ich Euch Gerechtigkeit widerfahren lassen," antwortete der Graf mit Würde.

„Darum, weil Du sie uns nicht widerfahren lässest," rief Kasimir lebhafter, „aber davon später. Kehren wir zu unserm Junker zurück."

„Er war der Sohn eben jenes Hauses," sagte der Graf, „in welchem Brigittens Mutter Gouvernante, ihr Vater

Oekonomieverwalter gewesen war. Da seine Mutter und seine damals schon verheirathete Schwester eingeladen worden, und obgleich sie Beide Stockaristokraten waren, es als eine Verpflichtung betrachteten, den Glanz jenes ländlichen Festes durch ihre Gegenwart zu erhöhen, fuhr der junge Mann, wenn auch nicht eingeladen, mit ihnen, eines guten Empfanges sicher, neugierig, ein durch seine Schönheit so berühmtes Mädchen zu sehen, und es nicht für nöthig haltend, mit der ehemaligen Gouvernante seiner Schwester Umstände zu machen, da ihm noch außerdem von Mutter und Schwester versichert ward, er würde sich mit dem Anblick dieser klein-adligen Gesellschaft amüsiren. Da sie einige Meilen entfernt wohnten, so kamen sie früh an, damit die Damen noch Toilette machen könnten. Die Gesellschaft fing erst an sich zu versammeln; sie trafen also noch wenig Gäste, und hatten Zeit, sich erst in jenem Landedelhof umzusehen, der von Außen bescheiden genug aussah, und von Innen zwar nicht durch Reichthum und Luxus glänzte, aber durch so viel Geschmack und solche Eleganz, durch solche Symmetrie bis in die kleinsten Sachen, daß sogar die Mutter und die Schwester des jungen Mannes, von denen die Eine ein Schloß und die Andere einen stattlichen und reichen Edelhof besaß, sich nicht genug wundern konnten, wie in so engen Winkeln Alles so zierlich, so hübsch, so bequem, so am rechten Ort sein könne; wie so jede nur erdenkliche Sache sich beim leisesten Wunsche zur Hand befinde. Der junge Mann sah sich auch um, erstaunte über den verständigen und anordnenden Gedanken, der

dies Alles eingerichtet hatte; aber als er die Seele jenes Körpers erblickte, als ihn der Strahl jenes Auges überströmte, das sicherlich vor ihrer Ankunft, wenn auch einen Augenblick nur, auf allen jenen Nippsachen, die Ordnung und Sauberkeit athmeten, geruht hatte, da hörte er auf, sich über das, was ihn hatte stutzen lassen, zu verwundern. Er erklärte sich jenen Zauber, der ihn geblendet und fand den Quell jenes Wonnegefühls, das er empfand, er wußte selbst nicht weßhalb. Würde ich Dir sagen, daß er sich verliebte, und das so mir nichts, dir nichts beim ersten Erblicken, wie wir das manchmal in Novellen finden, so würdest Du lachen, und Du hättest recht. Verliebtsein war es nicht, aber ein unwillkürliches Sichangezogenfühlen, das uns mit dem Blicke jeden Schritt und jeden Tritt des Weibes verfolgen läßt, das uns, wie wir sehr richtig sagen, in's Auge gestochen; es war eine unüberwindliche Lust sich ihr zu nähern, eine fieberhafte Begierde sich mit ihr zu unterhalten, um ihre Stimme zu hören, um ihre Gedanken zu erforschen, um zu erfahren, ob dies eine nur für's Auge schöne Blume sei, die aber ohne Duft und Seele, oder ob im Gegentheil unter dem zauberhaften Flaum jener Blätter auch jener Athem Gottes sei, den die Rose durch ihren Duft verräth und durch jenen Thautropfen, der auf ihrer Krone zittert, ein schönes Mädchen, aber durch ihr seelenvolles Lächeln, ihre verständigen Antworten und zu Zeiten durch eine Thräne, rein wie Thau, aber tausendfach beredter."

Wenig nur konnte er an jenem Tage mit ihr sprechen.

Zu sehr nahmen sie die Gäste, ihr Empfang, ihre Bewirthung in Anspruch; aber er bemühte sich, ihr so nah als möglich zu sein, betrachtete jede ihrer Bewegungen, hörte ihrer Rede zu und erspähte keine einzige Stellung, keine einzige Miene, die ihm anstößig gewesen wäre; er hörte kein einziges Wort, das er anders, als es war, gewünscht hätte, an dem etwas zu tadeln gewesen, das ihm nicht im Gedächtniß geblieben wäre und sich ihm nicht jeden Augenblick wiederholt hätte, wie das Echo jener Musik, welche einmal, irgendwo vor seiner Geburt, seine Seele gehört hätte."

„Verliebt war der Junker, verliebt!" rief Kasimir, sich die Hände reibend.

Der Graf schien nicht zu hören, was sein Gefährte sagte. Den Kopf an die Wand gelehnt und die Hand vor den Augen, blieb er so einige Augenblicke. Da sagte Kasimir:

„Erzähle doch weiter. Laß mich den zweiten Gast kennen lernen!"

„So willst Du also durchaus einen Nebenbuhler?" sagte der Graf sich aufrichtend und die Hand von den Augen nehmend.

„Der wird schon kommen, dessen bin ich nur zu gewiß!" rief der scharfsinnige Wolhynier.

„Wir wollen sehen," antwortete der Lithauer, und fuhr folgendermaßen fort:

„Vor Abend, als es noch hell war, und der Hof voller Wagen stand, unter denen ein Paar elegante Kutschen, einige Kaleschen, außerdem aber Britschken von

verschiedenem Kaliber sich befanden, und die Gäste, den Thee erwartend, zum Theil im Erker, zum Theil am Eingang zum Garten, die Damen größtentheils vor den offenen Fenstern standen, fuhr ein ärmlicher Bauerwagen mit Bretterboden, auf dem Stroh lag, worüber eine abgenutzte, wollene Decke gebreitet, in den Hof hinein und hielt vor dem Erker. Magere Pferde von ungleicher Farbe, das Riemzeug von Hanfleinewand, die Zügel von Stricken; auf dem Bocke ein ungekämmter Bauerjunge im groben, durchlöcherten Kittel, der mit einem krummen Peitschenstock darauf losschlug, und auf der abgeschabten Decke ein alter, armselig aussehender Mann in einem abgelebten, aschgrauen Ueberrock, im Strohhut, unter dem schon graue Haare hervorblickten. Er hatte ein mageres, sonnenverbranntes Gesicht, einen fast weißen Schnurrbart, aber seine Haltung war kerzengerade; in seinen grauen, scharf und kühn blickenden Augen las man Verstand und Ironie, und ein großer, goldener Siegelring, der an dem Ringfinger seiner Hand leuchtete und in dessen Blut-Achat ein Wappen eingeschnitten war, ferner ein Rohrstock, verziert mit einem schweren, echtgoldenen Knopfe, bezeugte, daß er von adliger Herkunft."

„Das war also jener zweite Gast?" fragte Kasimir in etwas herabgestimmtem Tone.

„Wie Du siehst, konnte er also wohl kein Nebenbuhler des ersten sein."

„Nun diesmal habe ich mich geirrt!" sagte der

Wolhynier sich zurechtrückend. Der Graf lächelte und erzählte weiter:

„Fräulein Brigitte stand mit der Schwester des für sie eingenommenen Junkers, der auch neben ihr stand und ihrem Gespräche lauschte, am Fenster. Als sie jenen Edelmann erblickte, über dessen Anblick die junge Aristokratin die Nase rümpfte, klatschte sie vergnügt in die Hände, und die boshaften Glossen über das Fuhrwerk und Erscheinung des neuen Gastes nicht hörend, rief sie: „Mutter, Mutter! der Onkel ist angekommen!" Die Mutter stand auf, um den älteren Bruder ihres Mannes zu begrüßen, und die Tochter, leicht wie ein Reh durch alle Zimmer huschend, eilte auf den Erker, in dem der Alte schon stand, ergriff die Hand, mit der er sich den Staub abklopfte, küßte sie herzlich, und in Gegenwart des glänzenden Kreises, der sie umgab, umfing das wunderliebliche, von Schönheit und Eleganz strahlende Mädchen die Ruine des aschgrauen Landedelmanns und umarmte sie voller Ehrfurcht."

„Was ist daran so merkwürdig, daß Du Dich so weitschweifig darüber ausläßt?" fragte Kasimir.

„Allerdings," antwortete der Graf, „ist darin nichts so Auffallendes, daß die Nichte ihren Onkel mit dem Zeichen der Hochachtung und Anhänglichkeit empfing. Aber unter unsern vielfältigen Dummheiten, deren Zahl Legion, steht ohne Zweifel eine gewissenhafte Scham obenan, die sich als ein Hauptgrundstoff mit allen unsern Verhältnissen: Bekanntschaft, Freundschaft, Verwandtschaft verbindet. Unter vier Augen, oder in einem solchen

Winkel, wo uns nicht leicht Jemand sieht, grüßen wir den uns bekannten Armen freundlich. Befindet sich aber in unserer Gesellschaft irgend ein großer Herr mit Titeln und Würden, vergebens wird uns jener Arme ansehen, keiner von uns wird ihm auch nur zunicken, und wir thun, als hätten wir ihn in unserem Leben nicht gesehen. Große Damen versteigen sich manchmal zu einer solchen Herablassung, daß sie arme Edeldamen, oder Beamtenfrauen besuchen, sich mit ihnen küssen und die Hände schütteln, aber das in der Stille und in irgend einem wohl versteckten Winkel. Wenn nun aber jene selbe arme Edeldame oder Beamtenfrau sich ihrer Freundin nähert, wo sie andere Fürstinnen oder Gräfinnen umgeben, dann fällt ein kühler und fragender Blick auf sie: „Wer sind Sie denn, liebe Frau?" oder wagt sie es ihr zuzustottern: „Wie befinden Sie sich?" so wendet sie sich so schnell wie möglich wieder zu ihren Ranggenossinnen und fährt fort französisch zu sprechen, um die Scham zu verbergen, die sie empfindet, weil sie sich mit einer allen unbekannten Person eingelassen. Aber nie leidet unsere Eigenliebe stärker, als wenn wir von Orden, Bischofsmützen oder andern Titeln umringt, irgend einem armen Verwandten begegnen, deren fast ein jeder von uns hat. Dann muß man den Herrn oder die Frau vom Hause sehen, wie sie sich gleich einer Schlange winden, um der Umarmung irgend eines heruntergekommenen Onkels, oder einer in verblichenen Kattun gekleideten Tante zu entschlüpfen, wie ihnen die Worte die Kehle zuschnüren, wenn eine eiserne Nothwendigkeit

sie zwingt, jenen unglückseligen Satz auszusprechen: „das ist mein Vetter, das ist meine Cousine!" Ich hätte aber Unrecht, wenn ich nur unsere Magnaten dieser Dummheit beschuldigen wollte. Sie sitzt in allen polnischen Köpfen, in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft und löst alle jene Knoten, die Herz und bessere Gefühle sich bemühen fester zu schnüren. Um sie zu besiegen, müssen jene besseren Gefühle sehr mächtig sein, muß jenes Herz höher und stärker schlagen, muß durch Erziehung und Glauben in demselben gleiche Liebe für alle Menschen eingeimpft sein, muß die Grundlage jener Ueberlegenheit Demuth sein, durch die man sich einzig und allein über andere erhebt. Jener Junker, welcher, wie Du es nennst, sich in Fräulein Brigitte verliebt hatte, war noch zu jung, um zu solchem Moralsiren die Erfahrung und das Geschick zu haben. Er machte sich jene Bemerkungen nicht, aber instinktmäßig fühlte er, daß er vielleicht nicht fähig sein würde, so öffentlich, so ohne Rücksicht auf die ihn umgebenden Augenzeugen, seine Hochachtung und Liebe für einen Verwandten zu offenbaren, wenn jener Verwandte vor ihm im abgenutzten Rocke stände, und auf Erbsenstroh mit abgemagerten Pferden in hanfleinenem Geschirr angekommen wäre.

„Er sah es also als Heldenmuth an, und Fräulein Brigittens Erziehung und Herz offenbarten sich ihm in einer zauberischen Durchsichtigkeit, durch welche er alles Gute, Schöne und Edle, das es verbarg, erkannte und sich daran weidete. Und in diesem Augenblick erst fühlte er, daß er sie liebe."

„Weißt Du,“ unterbrach ihn Kasimir, der diesem ganzen Abschnitte mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, „daß Dein Junker anfängt, mich zu interessiren?“

„Damals verdiente er das noch,“ antwortete der Graf ernst und mit zu Boden geschlagenem Blick. „Noch hatte die Welt seinen Kopf nicht verdreht; noch waren jene Grundsätze in ihm nicht verwittert, die er in jenen von höheren Ansichten über das Menschenleben und seinen Endzwecken durchströmten Mauern vernommen; noch war er nicht von dem höheren Standpunkte, von dem er dies ganze Menschengeschlecht betrachtete, herabgestiegen in den engen Kreis aristokratischer Vorurtheile; noch hatte er seine Ideale nicht materialisirt, und das Erdenglück nicht auf Wappen, grünen Tisch und Straßburger Pastete reducirt. Du siehst also,“ fügte der Graf den Kopf erhebend hinzu, „daß ich mich nicht unnütz, wie Du Dich ausdrücktest, so weitschweifig über die Art, wie Fräulein Brigitte ihren Oheim empfing, ausgelassen habe. Es war das ein wichtiges Ereigniß, sowohl für sie, wie für den Jüngling, der Dich interessirt. Vielleicht hätten sie sich auch ohnedem einander genähert, hätten einander gefallen; aber ihre Gefühle, hauptsächlich von Seiten des Junkers, würden vielleicht nicht diesen heiligen und reinsittlichen Charakter angenommen haben, den sie eben von jenem Augenblicke an dadurch annahmen. Ja sogar, wer kann es wissen, vielleicht hätte Alles mit einem augenblicklichen Sich-Gefallen geendigt, das, wie ein Blümchen während einer Wanderung im Garten gepflückt, für einen kurzen Moment das Mieder der Jungfrau

oder das Knopfloch des Jünglings schmückt; aber jener Zufall macht das dauerhaft und tief, was für Beider Glück nur durch ihren Busen hindurchfliegen, nur eine süße Erinnerung hätte bleiben sollen.

„Als die Jungfrau ihren Onkel im Erker begrüßt hatte, hing sie sich an seinen Arm und trat mit ihm in das Zimmer voll geputzter Frauen, in dem sich auch zwei Orden am Halse zweier feierlichen Herren befanden. Den alten Mann so durch die Reihen führend, denen er sich anscheinend demüthig, aber fast mit einem ironischen Ausdruck verbeugte, setzte sie ihn auf den Ehrenplatz, und dort wieder ihre Freude bekundend, fing sie an, ihn mit einer Art Stolz zu streicheln und ihm die Hand zu küssen. Da trat jener Junker, vielleicht aus Lust, dem jungen Mädchen zu gefallen, vielleicht aus Neugier, den alten Mann kennen zu lernen, dessen Gesichtszüge ihm auffielen und der ihm etwas Anderes zu sein schien, als das, wofür er gelten wollte, zu Fräulein Brigitte und bat sie, ihn ihrem Onkel vorzustellen. Das junge Mädchen heftete auf ihn jene zauberischen, so ausdrucksvollen und beredten Augen, sah ihn so dankbar an und blickte ihm zugleich so tief in die Seele, um zu erforschen, weshalb er jene Bekanntschaft wünsche, daß der Jüngling erzitterte, verlegen wurde und selbst nicht wußte, was sich mit ihm zutrug und wie er sich benahm, als sie seinen Vor- und Zunamen aussprach. Als er die Augen wieder aufschlug, stand Fräulein Brigitte schon nicht mehr neben ihm, und der alte Edelmann fing ein anfänglich unbedeutendes Gespräch mit ihm an, das aber

bald so interessant wurde, daß er mit dem größten Behagen fast den ganzen Abend neben dem Greise sitzen blieb. Aber das war auch in der That ein Original, wie man deren nur bei uns findet. Ein alter Diener der Radziwill, Zeitgenoß der Albaner und später selbst Albaner, in seiner Jugend Chorführer bei Schwert und Becher, änderte er sich plötzlich, als jener ganze Tumult zu Nieswiez mit dem Tode des Fürsten Karl und mit der ihrem Untergang entgegengehenden Oeffentlichkeit der Angelegenheiten verstummte. Da vergrub er sich auf seiner Hufe und fing an, auf eigene Hand den Sonderling zu spielen. Ziemlich vermögend und durch die Gunst seines steinreichen Herrn im Besitz eines Gütchens bei Sluck, fing er an, sich und seinem Hause das Ansehen größter, an förmlichen Mangel grenzender Armuth zu geben. Einige hielten ihn nun wirklich für einen armen Teufel, der eben nur für sein Stückchen täglich Brod genug habe, Andere für einen Geizhals, der alle Einkünfte des Gütchens zusammenscharre, sein früher Erspartes fest verschlossen halte und schon große Summen zurückgelegt habe. Er hatte die Einen, wie die Andern zum Narren, aber in der That lebte er so, daß sowohl das Eine, wie das Andere wahr sein konnte. Er nahm Niemanden bei sich auf, außer den Bettelmönch aus Sluck. Er selbst verkehrte nirgends, nur Sonntags in der Kirche und zweimal im Jahre bei seinem bedeutend jüngeren Bruder, Brigittens Vater.

„Er machte nicht den geringsten Einkauf, nicht für einen einzigen Groschen, da er Alles im eigenen Hause

hatte, was er zum Leben brauchte; und das ging so weit, daß er weder für Branntwein noch für Wein etwas ausgab, da er seit dem Tode des Fürsten Karl sich selbst eine Art Trauer auferlegt hatte, nämlich keine hitzigen Getränke, sondern nur noch Wasser zu trinken. Sein Fuhrwerk war immer derartig, wie dasjenige, welches ich Dir schon beschrieben, und der Anzug, in dem er sich damals, d. h. im Jahre 1835, in einer so glänzenden Gesellschaft zeigte, und den er noch im 18. Jahrhundert erstanden, bekleidete höchstens ein Paar Mal im Jahre seinen sehnigen Körper. Im Winter trug er einen Schafpelz, den ihm seine eigene Heerde lieferte, und im Sommer einen leinenen Anzug, der im eigenen Hause gewebt war. Die beiden reicheren Stücke, mit denen er sich zeigte, das ist der Rohrstock mit goldenem Knopfe und der Siegelring, der an seinem Finger blinkte, hatte er von Michael und Mathias Radziwill erhalten, als jene beiden Magnaten um die Vormundschaft über den Fürsten Dominik buhlten. Er war damals schon sechsundsechzig Jahre alt, hatte sich aber durch regelmäßiges Leben, vollständige Enthaltsamkeit und die allereinfachste Nahrung so gut erhalten, war so gesund und rüstig, daß, als er im Herzenserguß die Hand des jungen Mannes, der ihm sehr gefiel, schüttelte, der arme Junker meinte, er habe ihm alle Finger zerbrochen. Er war nicht ohne Kenntnisse und eine gewisse Art Gelehrsamkeit. In seiner Einsamkeit hatte er keine kleine Anzahl lateinischer und polnischer Bücher gelesen, welche ihm die Kloster-Bibliothek in Sluck lieferte; er kannte die vaterländische

Geschichte und die Genealogie der bedeutendsten polnischen und lithauischen Geschlechter genau, hauptsächlich aber die der Radziwill und aller derjenigen, die sich aus uraltester Zeit mit denselben verbunden hatten. Ironie bildete den Hauptgrund seines Witzes, und war als das charakterisirende Siegel seinen Zügen aufgedrückt. Sie würzte alle seine Geschichten, in denen er vergangene Zeiten malte, die Leute von ehemals mit den anwesenden und damaliges Leben mit heutigem vergleichend. Es war also gar nicht zu verwundern, daß der junge Mann, der seine Studien so eben beendigt hatte, noch begierig war, das zu wissen, was jeden Lithauer so lebhaft interessirt, da er mit dieser lebenden Ueberlieferung vergangener Geschlechter in Berührung gekommen, sich weit besser amüsirte, als alle Andern, und den geschwätzigen und beißenden Alten nicht verließ.

„Die Mutter und die Schwester, die gar nicht begreifen konnten, was man während mehrerer Stunden mit einem alten Land-Edelmanne sprechen könne, der einen abgenutzten Rock an hatte nud auf einem so erbärmlichen Fuhrwerk angekommen war, wiesen ihn an angeblich bessere Gesellschaft, riefen ihn ein paar Mal von diesem, nach ihrer Meinung so unpassenden Gefährten hinweg und hielten ihn mit Gewalt bei zwei Damen fest, die gut französisch sprachen! Aber der Jüngling riß sich schnell aus jener Gefangenschaft los und eilte zu seinem Alten, mit dem er sich auf's Neue in ein fesselndes Gespräch einließ. Fräulein Brigitte sah das; unter dem Scheine, als wolle sie fragen, ob dem Onkel nichts mangele,

näherte sie sich den Plaudernden, und jedesmal fiel der dankbare Blick dieses dunkeln, sammetglänzenden Auges auf den Jüngling, dafür, daß der Onkel sich durch ihn nicht langweilte, daß alle, die ihn nicht kannten und die sich zuerst über seinen Rock und sein Pferdegeschirr lustig gemacht hatten, ihn mit anderen Augen ansahen, als sie bemerkten, daß ein so vornehmer junger Mann ihn den ganzen Abend nicht verließ und sich bemühte, ihn zu unterhalten. Als man hinwegfuhr, und der junge Mann, nachdem er sich der Mutter empfohlen, zur Tochter trat, sagte sie ihm mit leiser Stimme, aber voller Innigkeit: „Sie waren so gütig gegen meinen Onkel! Ich werde Ihnen das nie vergessen." Und da blitzte eine Thräne in dem schwarzen Auge, die der Jüngling in seinem Herzen bewahrte, und wer weiß, ob er sie nicht noch heute in demselben bewahrt! — Aber laß uns einen Augenblick umhergehen," rief der Graf plötzlich aufstehend, und mit der Hand zur Stirne fahrend, drückte er seinen Kopf heftig gegen dieselbe.

Als sie in der Thür des Ballsaales standen, sahen sie einen Kreis von Männern, die einige mit Feuereifer Polka tanzende Paare umringten. Es war dies damals noch ein neuer Tanz. Die Jugend und namentlich die jungen Damen ergaben sich ihm mit einer Art Wuth, und eine zahlreiche Gruppe umgab dann stets die Tanzenden. Daher saßen noch viele Damen, die nicht tanzten, an den Wänden entlang, den Saal mit einem vielfarbigen Kranze von Blumen verschiedenen Alters, frischen und welken, natürlichen und künstlichen um-

gebend. An der linken Seite saß Fräulein Brigitte beim Kamin, den Kopf an dessen Marmorbekleidung gelehnt, an der sie sich abzukühlen schien. Ihre Rechte ruhte in den beiden Händen einer ehrwürdigen Dame, welche dieselbe mit mütterlicher Zärtlichkeit drückte. Auf der Stirn des Mädchens las man immer denselben Ernst, dieselbe Schwermuth, aber ihre Augen schienen noch matter und ihre Lider roth und angeschwollen zu sein.

„Sieh, Cäsar," rief Kasimir, „sie scheint geweint zu haben!"

„Wohl kaum," sagte der Graf, sein Gesicht geschickt vor dem Blicke seines Gefährten verbergend. „Sie weiß zu gut, daß das ganz unpassend auf einem Balle wäre; so viel ich weiß, versteht sie sich sehr gut zu beherrschen."

„Wer ist die Dame, die ihre Hand hält und sie zu trösten scheint?" fragte Kasimir.

„Es ist eine unserer geehrtesten Lithauer Damen, die Fürstin O . . .," antwortete der Graf. „Eine hochgebildete Frau mit dem edelsten Herzen, die jede Ueberlegenheit an Verstand und Herz, in welcher Klasse der Gesellschaft sie sich befinde, zu würdigen versteht. Mit ihr ist Fräulein Brigitte jetzt in Warschau angekommen."

„Höre, mein lieber Cäsar!" rief Kasimir. „Könntest Du mich jenen Damen nicht vorstellen?"

„Wozu?" fragte der Graf. „Willst Du Fräulein Brigitte etwa auch trösten?"

„Wer weiß?" sagte Kasimir, sich mit der Derb-

heit und dem Selbstgefühl eines Wolhyniers in die Brust werfend.

„Ich kenne sie nicht persönlich," stammelte der Graf heraus, aber seine Stimme zitterte, und eine Röthe überflog sein Gesicht, die sein Gefährte freilich nicht bemerkte.

In diesem Augenblick trat eine sehr reich gekleidete Dame zu ihnen, aber in jenem Reichthum war wenig Geschmack, nichts Einfaches, und Alles zeigte eine gewisse Absicht, es allen Andern zuvorthun zu wollen, eine launenhafte und absichtliche Sucht, anderen Löwinnen zum Trotze zu zeigen, daß sie im Gebiete der Mode und des Geschmackes weit mehr wisse, als sie. Diese Dame konnte ungefähr dreißig Jahre alt sein. Sie war von niedrigem Wuchse, außergewöhnlich mager und so elend, daß die Schminke, die ihre eingefallenen Wangen bedeckte, ihr das Ansehen einer Herbstgeorgine gab, die in grellen Farben prangt, aber weder Leben, noch Liebreiz, noch Duft besitzt. Jene geputzte Schwindsüchtige hatte unangenehm berührende Züge von innerlicher Gereiztheit, zusammengekniffene Lippen und Augen, die von einem unheimlichen Feuer strahlten.

Den Grafen schien es kalt zu überlaufen, als ihre Hand ihn berührte. Sie hing sich an seinen Arm und fing an zu husten. Nachdem sie jenen Anfall beruhigt hatte, der sichtlich mit Willen hervorgerufen war, zeigte sie ihrem Manne ihr Schnupftuch, auf dem Blutspuren waren, und sagte mit gezwungener, aber augenscheinlich vorwurfsvoller Stimme:

„Ich suche Dich seit einer Stunde und kann Dich nicht finden. Du versteckst Dich vor mir; den ganzen Abend hast Du Dich nicht um mich bekümmert und nicht gefragt, wie ich mich befinde."

„Ich zweifelte nicht daran, daß Du Dich wohl befindest," antwortete der Graf gleichgültig. „Außerdem war ich beschäftigt."

„Mit der Betrachtung der Schönheit der Warschauerinnen, die übrigens sehr überschätzt wird," antwortete sie, die Lippen fester zusammenkneifend. „Selbst in diesem Augenblicke siehst Du mich nicht an, sondern verfolgst mit dem Blicke jene Giraffe im rosafarbenen Kleide mit dem Kranze im Haar. Du hörst nicht einmal, wenn ich zu Dir spreche! O Du warst immer so hart gegen mich, nimmst keine Rücksicht auf das, woran ich leide."

„Das ist gerade die rechte Zeit zu Vorwürfen!" rief der Graf, mit den Achseln zuckend. „Hebe das für zu Hause auf, wenn wir allein sein werden, und jetzt begrüße einen ehemaligen Bekannten. — Kasimir!" rief der Graf, sich an denselben wendend, der aus Höflichkeit sich etwas zurückgezogen hatte, da er die Gräfin erkannte und beim ersten Worte bemerkt hatte, daß sie bei übler Laune sei.

„Ah, Herr Kasimir!" rief sie dem sich verbeugenden Wolhynier entgegen, „und wie befindet sich meine liebe Emilie?"

„Fräulein Emilie," antwortete Kasimir, „verheirathet sich mit Herrn Hieronymus, Ihrem ehemaligen Nachbar, gnädige Frau."

„O, ich meinte," antwortete die Gräfin, die Lippen zusammenkneifend, „sie sei Ihre Frau; Sie waren auf so vertrautem Fuße."

„Das Verhältniß ist aufgelöst," sagte Kasimir lächelnd.

„Und Sie können sich dazu Glück wünschen," fügte die Gräfin gleichfalls lächelnd hinzu. „Sie ist ein boshaftes Geschöpf von unliebenswürdigem Charakter und unbedeutendem Aeußern."

„Dieselbe liebe, gute Emilie?" sagte der Graf naiv, nach einer andern Seite blickend.

Seine Gemahlin sah ihn an, zuckte mit den Achseln und statt einer Antwort fing sie an zu husten. Als sich jener Husten endete, der ihr im Nothfalle immer zu Gebote stand, und durch den sie ihrem Manne seine Gleichgültigkeit für ihre Gesundheit vorwarf, rief sie mit geschwächter Stimme, das Schnupftuch zum Munde führend: „Laßt uns wegfahren! Mir ist unwohl!"

„Das verlohnt sich der Mühe, sich so zu putzen und einige funfzig Dukaten für einen Anzug zu verschwenden, den Du nicht wieder anlegen wirst," sagte ihr Mann trocken, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Ich werde Dir nicht lange mehr Ausgaben machen," sagte die Gräfin hustend.

„Ich wollte, Du machtest mir noch lange Ausgaben, aber geringere," antwortete der Graf gleichgültig, ohne seine Stellung zu ändern.

„Laß uns fahren," sage ich Dir, „denn ich fühle, ich bekomme einen Anfall und ich werde Blut speien!" rief

die Gräfin vor innerer Gereiztheit zitternd und sich heftig auf den Arm ihres Mannes lehnend.

„Erlaube mir, Dir zu sagen, daß es so weit nicht kommen wird, wenn Du nicht willst," antwortete der Graf leiser und zwischen den Zähnen. „Uebrigens fahre, wenn Du durchaus willst, fahre . . . aber ich bleibe noch!"

„Gut, dann werde auch ich bleiben!" rief sie mit unterdrücktem Grimme, und ihre Hand unter dem Arme ihres Mannes hervorziehend, flüsterte sie: „aber ich werde die Augen offen haben."

„Bitte recht sehr! denn heute thut's wirklich noth," antwortete ihr Mann, und sich nach Kasimir umsehend, der gleich zu Anfang dieser Ehestandsscene, die halbleise gespielt wurde, zurückgetreten war, um sie nicht zu hören, faßte er ihn unterm Arm und beide begaben sich in's Boudoir der Frau des Hauses und setzten sich wieder auf ihren alten Platz. Kasimir dachte sich dies und jenes über das Leben und das häusliche Glück seines Freundes, aber da der Graf schwieg, so wagte er es nicht, mit irgend einer Bemerkung hervorzutreten. So saßen sie einige Zeit, bis der Graf endlich anhub:

„Du hast gesehen, Kasimir, und gewiß auch Alles gehört."

„Ja, ich habe gesehen und auch nolens volens fast Alles gehört," antwortete Kasimir, mit den Händen auf seinen Knieen hin- und herfahrend.

„Sieh, das ist mein Leben vom Morgen bis zum Abend, vom ersten bis zum letzten Tage," sagte der Graf.

Kasimir fuhr mit der Hand empor, zerzauste sich

mächtig das Haar, seufzte, rückte sich auf dem Sopha zurecht, wollte etwas sagen, fuhr aber nur mit der Hand durch die Luft und schwieg. Da sagte der Graf:

„Aber sprechen wir lieber nicht davon! Ich habe nicht das geringste Recht zu klagen. Was Jemand sucht, das findet er. Wenn Jemand mit dem Leben sein Spiel treibt, so muß er sich nicht wundern, wenn das Leben nachher über seine Ruhe und sein Glück hohnlacht, die er dem ersten besten Vorurtheil geopfert. Laß uns lieber zu unserm jungen Paar zurückkehren, das weit interessanter ist, als ich und meine Frau Gemahlin.

„Mit Vergnügen, mit Vergnügen!" rief Kasimir schnell. „Ich werde Dir mit Vergnügen zuhören; aber in der That, Du thust mir von Herzen leid!"

„Bemitleide mich nicht; ich habe das nicht verdient!" rief der Graf düster und fuhr folgendermaßen in seiner Erzählung fort:

„Erst nach drei Wochen, als unser Junker angeblich nach Wilna reisen wollte, machte er einen Umweg von zehn Meilen, um das Haus der Frau M . . . zu berühren. Nachdem er bescheiden und ohne herrschaftlichen Peitschenknall und ohne gestreckte Carriere vor dem stillen Erker vorgefahren war, erbebte er am ganzen Körper, als er vom Wagen steigend an jener selben Stelle stand, wo er Fräulein Brigitte die Knie ihres Onkels hatte umfangen sehen, eine Scene, die ihm unvergeßlich war. Die Mutter war auf der Meierei mit der Wirthschaft beschäftigt; er fand also nur die Tochter zu Hause, die, als sie ihn erblickte, ihre Arbeit fortwarf,

über und über roth wurde, auf ihn zuging und sagte: „Wissen Sie, ich war fast überzeugt, daß Sie heute oder morgen ankommen würden, und ich danke Ihnen, daß Sie mir meinen Glauben an Ahnungen, wie ich deren manchmal habe, und die mich selten täuschen, bestärkt haben."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß diese Ahnungen Sie an mich denken machten," antwortete der junge Mann, der Jungfrau in die Augen blickend, in denen sich lebhafte Freude malte.

„O, was mich betrifft," antwortete sie lächelnd, „so brauche ich keine Ahnungen, um an Sie zu denken. Sie haben mich zu sehr verpflichtet! Ich liebe meinen Onkel von ganzem Herzen, obgleich ich ihn nur ein paar Mal im Jahre sehe, und Sie waren so gütig gegen ihn! Aber später wollen wir mehr darüber sprechen. Sie bleiben gewiß heute bei uns und übernachten hier, nicht wahr?" fügte sie mit einem so innigen Blick hinzu, daß es nicht möglich gewesen wäre, nein zu antworten. „Haben Sie die Güte, sich einen Augenblick niederzulassen, während ich mein Amt als Wirthin versehe, Ihre Sachen hereintragen, die Pferde unterbringen lasse und nach der Mama schicke, die in der Meierei ist und sich über Ihre Ankunft herzlich freuen wird."

„Fräulein Brigitte eilte hinaus, und der junge Mann blieb allein mit vor Freude klopfendem Herzen, daß man ihn so empfangen hatte, mit Luftschlösser bauenden Gedanken, mit der Hoffnung, die Blumen auf seinen Lebenspfad streute. Durch's offene Fenster hörte man des Mädchens Silberstimme, die befahl, die Mutter herbeizurufen: es sei ein Gast angekommen, dessen sie sich freuen würde. Als er jenes Zimmer betrachtete, dessen Ordnung, Symmetrie und Eleganz sich ihm erst in seiner ganzen einnehmenden Schönheit offenbarte, als es leer war; als er einen Blick auf die Noten warf, die auf dem Klavier, auf die Bücher, die auf dem Tische lagen und aus allen Diesem schloß, daß hier neben der Einfachheit der Gesinnung und der Gastlichkeit des Landadels Frieden, Arbeit, Geschmack und höhere geistige Beschäftigungen herrschten, träumte er selig, faßte er vernunftgemäße Entschlüsse und bemerkte nicht, wie ihm jene Minuten verflogen, ehe Mutter und Tochter zurückkehrten und ihn beide noch einmal begrüßten. Nie war der Landmann so glücklich, der beim Erwachen einen reichlichen Regen rauschen hört, der seine Saaten begießt, nachdem sie ein paar Wochen der Dürre preisgegeben waren, als er am folgenden Morgen, wie er nach einem so selig verlebten Abend, nach süßem Schlaf, voll noch süßerer Träume, vom Sausen des Windes und vom Rauschen eines heftigen Regens erwachte, der auf dem Dache plätscherte und gegen die Fenster schlug. „Sie lassen mich bei solchem Wetter nicht fahren," sagte er sich, sprang aus dem Bette und besah sich den Himmel, ob er ganz mit Wolken bedeckt, ob es nicht etwa ein Dreitags-Regen geben würde, den er, wie der Dichter Kochanowski, unbezahlbar genannt hätte.

Leider klärte sich das Wetter Nachmittags auf; aber auch dies war schon ein großer Gewinn. Verbrachte er

doch einige Stunden mehr mit der, die er schon von ganzem Herzen liebte, und außerdem, als er mit ihr am Fenster stehend und den sich zertheilenden Wolken nachsehend traurig sagte: „Es klärt sich auf;“ hörte er diese Worte wiederholen, aber in solchem Tone, daß er deutlich erkannte, daß es ihr leid thue, daß es sich aufkläre, daß der Vorwand, ihn noch länger festzuhalten, wegfalle, daß seine Gegenwart ihr angenehmer als jene Sonne, die auf's Neue leuchten sollte, als jener blaue Himmel, der binnen Kurzem sich über ihrem Haupte ausspannen sollte. Es war ihnen aber auch so wohl bei einander. So leicht floß ihnen die Rede, es war ihnen jeder Gegenstand so interessant, Alles war so hell in ihren Herzen, die Zeit verflog so schnell, daß sie nicht bemerkten, wie es eben jene unaufhaltsam forteilende Zeit ist, die jeden seligen Augenblick in ewigem Wechsel zu einem andern schlimmern entführt. „Werden Sie auf demselben Wege von Wilna zurückkehren?“ fragte das junge Mädchen, als die Kalesche schon vor dem Erker stand. — „Ich denke, meine Pferde werden von selbst dieselbe Straße wählen, denn sie erhielten hier doppelte Ration,“ antwortete der Jüngling. Fräulein Brigitte lachte und antwortete: „Lassen Sie sie gehen, ohne die Zügel straff zu ziehen, dann wollen wir sehen, ob Ihre Pferde gutes Gedächtniß haben.“ — Und in der That mußten die Pferde ein außerordentliches Gedächtniß haben, denn eine Woche später trugen sie den ungeduldigen Jüngling wieder unter das Dach, wo seine Gedanken weilten, wo jeder Moment, wie auf Rosen verlebt, ein Moment der Ver-

gessenheit alles dessen war, was es im Leben Häßliches und Schmerzendes giebt, ein Moment jenes Glückes, welches jeder von uns nur einmal erlebt, ein Moment jener Poesie, die sich nur dann gern und lieblich mit dem Dornenkranze verflicht, den das spätere Leben auf unsere umdüsterte Stirn drückt.“

„Wehe, Wehe!“ rief Kasimir und wischte die Stirn mit den Fingern ab, die er dann eifrig betrachtete.

„Warum besiehst Du Deine Hände so?“ fragte der Graf.

„Ich schaue, ob kein Blut daran klebt.“

„Was für Blut?“

„Von jenem Kranze, von dem Du sprichst!“

„So trägst Du ihn also auch?“ sagte der Graf lächelnd.

„Bah! Glaubst Du, das allgemeine Schicksal habe mich verschont,“ rief der Wolhynier mit lauter Stimme, „ich habe nicht auch jenen Moment der Poesie gehabt, von dem Du sprichst? — Ich habe es verstanden, ihn festzuhalten, ich habe nicht mit eigener Hand aus dem Kranze die Blume, die ihn zierte, gerissen! Richtig bemerktest Du, daß jedem von uns jener Moment nur einmal im Leben werde. Und ich füge noch hinzu, daß wir Alle gleich dumm sind und verdienten, daß jene Dornenkappe unsere Stirn verwunde. — Aber erzähle nun weiter, damit ich erfahre, daß Dein Junker eben so weise wie wir Alle war und auch mit Eselshuf jene Zauberblüthe zertrat, deren Werth er nicht erkannte.“

Der Graf seufzte verstohlen und erzählte also weiter: „Derartige Besuche, die unter dem Vorwande verschiedener Geschäfte und Reisen gemacht wurden, wiederholten sich alle zwei, drei oder vier Wochen, und später, als die jungen Leute bemerkten, daß sie nur dann lebten, wenn sie zusammen wären, wurden sie immer häufiger und dauerten immer länger. Fräulein Brigittens Mutter hatte freilich wenig Lust, einen Junker für ihre Tochter zu fangen, dessen Verhältnisse, sowie auch die Gesinnungen der Mutter und namentlich der Schwester sie genau kannte. Aber Anfangs hielt sie jene Besuche für bloße Höflichkeit, und sich moralisch wie geistig dem, der sie besuchte, ebenbürtig fühlend, sah sie darin nichts so Außerordentliches, daß der Bruder derjenigen, die von ihr erzogen war, unterwegs ihrem Hause nicht vorüberfuhr. Aber als sie sich von einem sichtlichen Wechsel der Laune, der Gedanken und der Gesundheit ihres einzigen Kindes, das ihr höchstes Gut war, überzeugt, erschrak die Arme und wußte selbst nicht wie sie sich rathen sollte, um eine Familie nicht zu beleidigen, gegen die sie gewisse Verpflichtungen fühlte, und ihr Kind nicht in Gefahr zu bringen, ihre Seelenruhe und ihre Gesundheit zu verlieren, die ihr theurer waren, als ihre eigenen. Lange also überlegte und zögerte sie, und unterdessen kam der Junker vorgefahren, blieb einen ganzen oder halben Tag und manchmal sogar länger, und belebte mit seiner Gegenwart immer die ohne ihn hinsterbende Seele des Mädchens, stärkte sich selbst auch für ein Paar Wochen Trennung und fuhr wieder ab. Eines Tages,

als er unerwartet angefahren kam, erblickte ihn Fräulein Brigitte durch's Fenster, schrie laut auf, und vergessend, daß die Mutter im Zimmer war, fing sie vor Ueberglück und Freude an zu weinen. Frau M. . ., tief bekümmert, befahl der Tochter das Zimmer zu verlassen, empfing den jungen Mann ernst und sich neben ihn setzend, machte sie ihm mit Güte zwar, aber mit Festigkeit die Bemerkung, daß seine häufigen Besuche verderbliche Folgen für ihre Tochter haben können, daß das, was für ihn nur ein Zeitvertreib, ihr ein Quell tiefen Schmerzes sein könne der des armen Mädchens Leben knicken und ihre Zukunft vernichten könne. Da fiel der Jüngling verlegen, zitternd und mit Thränen wahren und tiefen Gefühles ihr zu Füßen, gestand seine Liebe und beschwor sie, Mittel und Wege zu ersinnen, wie man die Vorurtheile der Mutter besiegen und ihre Einwilligung erhalten könne. Er fügte noch mit der jungen Leuten eigenen Selbstüberschätzung und dem Vertrauen in seine Kräfte hinzu, daß ihn kein Hinderniß schrecke, keine Probe ändern werde, daß er sich ihrem Willen, ihren Befehlen, ihrer Leitung füge, so lange sie ihm nur nicht die Hoffnung nehme, einstmals diejenige zu besitzen, ohne welche ihm das Leben eine Last sein würde, die er nicht zu ertragen vermöge. Mit einem Worte, er sprach so, wie man gewöhnlich bei derartigen Gelegenheiten spricht, wo sich alles Heroische, was nur in unserer Seele lebt, mit voller Energie emporbäumt zum Kampfe gegen Schicksal und Götter. Aber wenn später der Moment jenes Kampfes da ist, wenn gegen jenen Helden der Zwerg des Vorurtheiles auf-

tritt, bewehrt mit dem Wappen der Vorfahren, dem Hohne der Freunde und Verwandten, dem Ton und den Sitten jener Kreise der Gesellschaft, in welchen man erzogen worden, dann verbirgt sich jener Heldenmuth wie die Hörner der Schnecken, das Herz sinkt und erzittert vor der Wunde, die ihm jene elende Waffe stoßen würde; und derjenige, der im Augenblicke edler Begeisterung ein wahrer Mensch war, eigenes Glück begreifend und fremdes achtend, wird ein Lamm, das sich geduldig die Hörner vergolden und der Dummheit und dem Vorurtheil zum Opfer bringen läßt."

Kasimir erhob sich plötzlich von seinem Sitze, warf sich dem Grafen um den Hals und umarmte ihn herzlich.

„Was soll das heißen?" fragte der Graf, ihn sanft von sich abwehrend.

„O wie sich solche Worte lieblich anhören aus dem Munde eines Mannes von Deiner Herkunft!" rief der lebhafte Wolhynier, und dann sich gerade aufrichtend und die Hand emporstreckend, fügte er hinzu: „Es lebe das neunzehnte Jahrhundert!"

Der Graf lachte, nahm ihn bei der Hand, zog ihn wieder auf seinen Sitz neben sich nieder und sagte:

„Euch summt's im Kopfe und Euer Gehirn wird von Gedanken stark wie Pulver aufgeblasen, die aber, glaube mir, nur viel Lärm und Dampf machen werden, nichts weiter."

„Ho, ho, ho! Wir wollen sehen," rief Kasimir feurig. „Europa steht auf glühenden Kohlen."

„Das sehe ich," erwiederte der Graf ruhig, „aber was weiter? Es verbrennt sich die Füße und wird sich

lange kuriren lassen müssen, ehe sie wieder heilen und es dieselben Stiefel wieder wird tragen können, in denen es gewohnt war zu gehen. Aber lassen wir das auf sich beruhen und kehren wir lieber zu unserem Jüngling zurück, der, als er jenes sprach und beschwor, an sich selbst glaubte und an der Heiligkeit seiner Versprechungen nicht zweifelte. Darum glaubte ihm die arme Mutter auch, und glaubte ihm um so lieber, da sie im Nebenzimmer das Schluchzen ihrer Tochter hörte, bis zu der die Worte ihres Geliebten gedrungen waren. Sie wurde also weich, hob den Jüngling, der ihre Knie umfaßte, mit mütterlicher Zärtlichkeit auf und erlaubte den jungen Leuten ein Paar Stunden bei einander zu verbringen, forderte ihm aber sein Wort ab, nicht eher wieder zu kommen, bis ihm seine Mutter die Erlaubniß zum Verkehr in ihrem Hause geben werde. Sie schrieb also selbst einen Brief voller Würde und Vernunft, in dem sie sich selbst, ihre Tochter und den jungen Mann rechtfertigte, dem sie es nicht übel nehmen könne, daß er ihren Hausfrieden gestört und sein Herz nicht zu beherrschen verstanden habe. Sie gab zu erkennen, wie ihre Tochter, weder durch ihre Geburt, noch durch ihr Vermögen, ein Recht habe, eine solche Verbindung zu beanspruchen, daß sie sich dies würde ausreden müssen, wenn die Aufnahme eines klein-adligen Fräuleins in den Kreis einer so berühmten Familie ihren Ansichten und Plänen widerspreche, daß sie daher, die Mutter selbst von der Neigung ihres Sohnes benachrichtigend, ihr den vollständig freien Willen lasse, über das Loos ihres Sohnes

zu verfügen und ihm zu erlauben, jenes Verhältniß weiter fortzusetzen, welches sie ihm bis zu dieser Entscheidung vollständig verboten habe.

„Ich brauche Dir den Auftritt nicht zu erzählen," fuhr der Graf fort, „der zwischen der Mutter, einer stolzen und von der Wichtigkeit ihres Geschlechtes und Namens durchdrungenen Frau, und dem Sohne stattfand, dessen Kopf durch Erziehung nüchtern geworden war.

„Als sie sich überzeugte, daß ihr Sohn, die Hoffnung des Magnatengeschlechtes, so tief hineingerathen war, und daß ihn weder das mütterliche Ansehen, noch die Erinnerung an seine Vorfahren, noch die Beweisgründe jener der hohen Aristokratie eigenen Philosophie überzeugen konnten, grämte sie sich sehr. Wie es gewöhnlich bei allen derartigen Gelegenheiten geht: alle ihre Beweisgründe und Ermahnungen endigten mit Zornausbrüchen, Vorwürfen, Anspielungen auf die arme Verwalterstochter und Groll gegen das Jahrhundert und seinen Geist. Der Sohn ertrug dies Alles mit der seiner Mutter schuldigen Ehrfurcht, aber auch mit der Energie eines bei seiner Ueberzeugung beharrenden und an der Berechtigung seiner Gefühle nicht zweifelnden Menschen. Da griff die Mutter zur Kabale, und als die Sache durch diesen Sturm auf seine Gefühle nicht auszugleichen war, nahm sie sich vor, das Unglück, das ihrem Geschlechte drohte, auf diplomatischem Wege abzuwenden. Nachdem sie sich also mit der noch viel stärker gegen die Verbindung eingenommenen Tochter berathen hatte, deren Unwille wahrscheinlich nicht wenig dadurch vergrößert wurde,

daß Fräulein Brigitte weit jünger und zehnmal schöner als sie war, gab die unbedachtsame Mutter sich den Anschein, als wenn sie sich füge, sagte aber, sie müsse erst die volle Ueberzeugung haben, daß dies mehr als ein augenblicklicher Rausch, daß es ein wahres, starkes und dauerndes Gefühl sei. Mir, als Mutter, sagte sie zu dem Sohne, geht es nur um Dein Glück und Deine Zukunft. Was wird aus Deinem Herzen werden, wenn jener jugendliche Taumel verweht und Du alsdann das Unpassende dieser Verbindung erkennen wirst? Auf alle Fälle wirst Du Dich in dem Kreise Deiner vornehmen Verwandten und der Freunde unserer Familie schämen müssen. Aber ist Dein Gefühl eine wahre und tiefe Liebe, so wirst Du in jener immerhin unangenehmen und demüthigen Lage eine Entschädigung im häuslichen Glücke finden, die Dir die Schande bezahlt und die Verlassenheit vergoldet."

„Die Gnädige hatte, wie ich sehe, ein Buch über Entschädigungen gelesen," sagte Kasimir mit der Hand durch die Haare fahrend.

„Kann sein," erwiederte der Graf lächelnd, „darum verlangte sie auch, daß des Sohnes Gefühl auf die Probe gestellt werde, ob seine Stärke und Macht jenes große Unglück aufwiege, welches ihm nach ihrer Meinung drohte."

„Welches Unglück?" rief Kasimir.

„Nun," sagte der Graf ernst, „daß auf den Visitenkarten seiner Frau kein „née comtesse" oder sonst etwas derartiges stehen würde, daß diese oder jene Dame, die dümmer oder häßlicher als sie, neidisch auf ihre Schön-

heit, Grazie und feine Sitte, ihrer Nachbarin zuflüstern möchte: das ist eine Verwalterstochter, daß auf seinem Schlosse, oder seiner Kutsche neben dem eigenen Wappen sich ein Wappen verdächtigen Alters oder gar keins befinden würde."

Kasimir gesticulirte mit der Hand in der Luft, rückte sich mit Ungeduld auf dem Sopha zurecht und der Graf sprach folgendermaßen weiter:

„Wegen dieser wichtigen Gründe also eröffnete sie ihm, daß sie, wenn auch mit tiefem Schmerze, dennoch in diese unpassende Verbindung willigen werde, wenn ihr Sohn nach zweijährigem Aufenthalt im Auslande mit denselben Ueberzeugungen, die er heute habe, mit denselben Gefühlen, die er heute zeigte, zurückkehren würde. Der junge Mann fiel der Mutter zu Füßen, dankte ihr für dieses Erkenntniß, das ihn zum glücklichsten aller Menschen mache, ließ die Pferde anspannen und fuhr mit der Geschwindigkeit eines eine Siegesnachricht tragenden Eilboten zu seiner Geliebten. Als er von seiner Mutter Abschied nahm und ihr gestand, wohin er so eile, verwehrte sie ihm diesen Schritt nicht, sie schien sich selbst über den Ausbruch seiner Freude zu freuen, aber innerlich lachte sie über den Jüngling, der sich so leicht fangen ließ, da er die Versuchungen der großen Welt und den schlüpfrigen Boden, der sich dort unter seinen Füßen befinden würde, nicht kannte. Nachdem er einige Tage unter demselben Dache zugebracht, wo sich diejenige befand, die er schon als die Seinige betrachtete, — so sicher glaubte er seiner selbst zu sein, — trat er mit

Thränen im Auge zu seiner Geliebten, um sich auf volle zwei Jahre von ihr zu trennen. Fräulein Brigitte, ihm beide Händchen hinhaltend und ihm mit jenem innigen Blick in die Augen schauend, in dem sich alles Bangen und alle Hoffnung einer liebenden Seele malt, sagte:

„Du wirst mich vergessen!"

„Dann möge der Allmächtige meiner vergessen!" rief der Jüngling mit tragischem Pathos, die Hand zum Himmel erhebend.

„Sprich nicht so!" sagte das Mädchen, ihre Hand auf seine Brust legend. „Zwei Jahre, das ist sehr, sehr lange, das hat meine Seele schon berechnet. Du weißt gewiß nicht, wie viele Tage das sind, wie viele Stunden Harrens, welche unberechenbare Anzahl Minuten. Und jede Minute kann Dir Jemand zeigen, der Dich das arme Landmädchen vergessen läßt, das hier jede einzelne zählt und jedwede fühlen wird."

Der Jüngling kniete vor ihr nieder, küßte ihre Hände und schwor.

„Schwöre nicht," rief Fräulein Brigitte, „ich glaube, daß Du mich heute liebst, daß Du mich morgen, übermorgen lieben wirst. Aber kommt in dieser unabsehbaren Reihe von Stunden eine, in der Du mich vergißt, so bitte ich Dich nur um zwei Dinge: erstens," fügte sie fast mit Thränen hinzu, „daß Du Dir keine Vorwürfe machest, denn das würde Dich sehr unglücklich machen; zweitens, daß sie, die Du wählest, besser sei und Dich mehr liebe, denn sonst würdest Du noch unglücklicher sein."

Der Jüngling brach in Thränen aus, wiederholte

alle Betheuerungen, von denen bei solchen Gelegenheiten, wenn das Herz voll ist, die Zunge überläuft, wie das Wasser der Schleuse auf das Rad, das es dreht, und nachdem er noch einmal die Hände seines Liebchens geküßt und ihrer Mutter Knie umfaßt, fuhr er ab. Aber vielleicht langweile ich Dich. Laß uns aufstehen und einmal nachsehen, was im Saale vorgeht."

„Um's Himmels Willen!" rief Kasimir, den Gefährten festhaltend. „Was kann sich dort Merkwürdiges zutragen! Sie tanzen und damit basta! Erzähle weiter. Ich bin sehr neugierig, obgleich sich das Uebrige leicht errathen ließe. Das Ausland, das ist ein Schlund, der nicht allein polnisches Geld, sondern auch polnischen Verstand, polnische Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit verschlingt."

„Du Scharfsinniger!" rief der Graf mit ironischem Lächeln.

„Ich will nicht den Bescheidenen spielen," antwortete Kasimir; „beim Mangel an anderen Fähigkeiten hat mich die Vorsehung wenigstens mit dieser beschenkt. Im Auslande also wurde Alles vergessen und alle Betheuerungen und Versprechungen gingen in Rauch auf, nicht wahr?"

„Nach zweijährigem Aufenthalte im Auslande," sagte der Graf seinen Hut glättend, „kehrte der Jüngling zurück."

„Blaß, abgemagert, französirt, mit verdorrtem Herzen, denn er hatte jenes wunderliebliche Mädchen vergessen, und mit leeren Taschen, in welchen statt Dukaten sich nur Liebesbriefchen voller Schmutz und orthographischer Fehler befanden," unterbrach ihn Kasimir.

„Im Gegentheil," antwortete der Graf, „er kehrte rothwangig, gesund, mit einem Herzen voller Liebe für Fräulein Brigitte zurück; mit einem Worte, derselbe, der er gewesen, nur um zwei Jahre älter, erfahrener, männlicher und voll unaussprechlicher Sehnsucht nach seinem Vaterlande und seiner Geliebten."

Der Graf schwieg und blickte dem scharfsinnigen Wolhynier in die Augen. Dieser schlug den Blick nieder, schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Nur weiter, nur weiter!"

„Es versteht sich von selbst," sagte der Graf, „daß er eher bei seinem Liebchen als zu Hause vorfuhr. Welchen Jubel er selbst empfand und welchen Jubel er dorthin brachte, wie er empfangen wurde, brauche ich Dir das zu schildern? Das Bestehen dieser schweren Probe, die Erfüllung seines Gelübdes, das er als heilig betrachtete, verbreitete Frieden auf seinem Antlitz, machte ihn viel männlicher, und ließ ihn seiner Geliebten noch weit schöner erscheinen. Auch Fräulein Brigitte war unter dem Einflusse einer zweijährigen Sehnsucht gereift. Auf ihrer Stirn las man Ernst und Sinnigkeit, ihre Augen hatten es gelernt, über den gegenwärtigen Augenblick hinaus in die Zukunft zu blicken, um ihren Mund spielte jenes schwermüthige Lächeln, das der Kampf zwischen Zweifel und Hoffnung erweckt, und alles dies, sich mit dem gegenwärtigen Glücke verflechtend, gab ihren zauberhaft schönen Zügen einen so seelenvollen Ausdruck, beleuchtete sie mit einem so milden, so eigenthümlichen Lichte, daß der Jüngling in staunender Bewunderung beim Anblick jener Schönheit blieb, und seinen Augen

nicht trauen wollte, daß sie, vor die er auf's Knie hätte sinken mögen und die Arme zum Gebet emporheben, seiner Seele, seinem Innersten angehöre und nach ihm voller Liebe die Arme ausstreckte. O!“ fügte der Graf aus innerster Seele hinzu, und auch sein Blick schweifte in unbekannten Fernen, „es war dies ein Moment unendlich großer Seligkeit, unbeschreiblich, einzig, dessen Erinnerung immer vor ihm stehet, wie ein Engel des Trostes in Momenten der Bitterkeit, an Tagen der Schwermuth und des Ueberdrusses, in jenen unerträglichen Jahren, die sich dahin schleppen wie ein von Ochsen gezogenes Fuhrwerk, unaufhörlich weiter rückend, unaufhörlich knarrend und zu keinem Ziele gelangende.“

Kasimir sah ihn an, schüttelte den Kopf und horchte, und der Graf, mit der Hand über die Stirn fahrend, fuhr also fort:

„Als der junge Mann mit einem von Liebe und Hoffnung überströmenden Herzen vor seiner Mutter stand, begrüßte sie mit einem ironischen Lächeln, und fest überzeugt, daß das von ihr angewandte Mittel seine Wirkung gethan habe, fragte sie ihn: „Nun, mein lieber Sohn, warst Du jetzt auf der Meierei?“ Der Jüngling sah das Lächeln der Mutter und begriff die Bedeutung ihrer Worte. Seine Stirn verfinsterte sich, sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, aber die Gefühle, die ihn beherrschten, bemeisternd, antwortete er mit erkünstelter Ruhe: „Es scheint mir, liebe Mutter, daß sein Wort halten Pflicht des Ehrenmannes ist, auf welcher Stufe der Gesellschaft er sich auch befinde.“ „Sein Wort

einer Verwalterstochter halten?“ rief die Mutter mit verächtlicher Miene.

„Sein Wort halten, sowohl einer Verwalterstochter, wie einem Sohne!“ antwortete der junge Mann erröthend. Als die Mutter bemerkte, daß ihre ganze Diplomatie mißlungen war, schwieg sie und gab ihm keine entscheidende Antwort. So vergingen einige Tage. Als sie ihn fortwährend schweigend und in Nachdenken versunken sah, fing sie endlich an, ihn über seinen Aufenthalt im Auslande zu befragen, über die Vergnügungen, die ihn am meisten gefesselt hätten, was für Bekanntschaften er in den Bädern und in Paris gemacht habe, und ob eine derselben nicht die Ursache des in sich Versunkenseins sei, daß sie auf seiner Stirne lese. Der junge Mann antwortete, das er in den Bädern gar nicht gewesen sei, da er immer gesund gewesen, daß er in Paris sich meistens im Louvre, in den Vorlesungen und auf der Bibliothek aufgehalten habe, in Florenz in der Gemäldegallerie, in Rom im Vatican und im Colliseum; daß er vielen durch Gelehrsamkeit und Talente ausgezeichneten Männern begegnet sei, mit einigen sogar nähere Verhältnisse angeknüpft habe, aber daß er sich nach ihnen nicht sehne, da er ihre Werke in der Hand habe und von ihnen so auch fernerhin Nutzen ziehen könne. Die Mutter biß sich in die Lippen und erneuerte solche Gespräche nicht wieder, gleich als wäre sie nicht zufrieden, daß ihr Sohn seine Zeit so schlecht angewandt habe. Wiederum also hüllte sie sich in eine Wolke des Schweigens, als sei die Probe, die er überstanden, gar

nichts, als solle das Ziel, wegen dessen er sich ihr unterworfen, in vollständige Vergessenheit gerathen.

„So vergingen ihm," erzählte der Graf, nachdem er ein Paar Minuten ausgeruht, weiter, „ein Paar Monate voller Zwang, Erwartung und unerträglicher Qual. Da kam auch die Schwester an, mit der die Mutter lange Berathungen hatte; aber weder die Eine noch die Andere erwähnte wiederum jener Sache, die alle Gedanken des jungen Mannes in Anspruch nahm und wie ein Stein auf seinem Herzen lastete. Endlich ungeduldig über seine Lage, die Sehnsucht und Unsicherheit, in der man ihn hielt, nicht länger ertragend, trat er vor die Mutter hin und sagte ihr feierlich: er habe ihren Willen heilig erfüllt, er kehre nach zwei Probejahren mit denselben Gefühlen, die er hatte, zurück. Die Gewalt jener Liebe, die er abreisend empfand, sei nur noch verdoppelt; er bitte sie also, ihm das gegebene Wort zu halten und ihren mütterlichen Segen zu der Verbindung, die einzig und allein seine Seelenruhe sichern könne, zu geben. Statt zu antworten, brach die Mutter in Thränen aus, dann gab sie sich den Anschein, als ob sie einen gewaltigen Nervenkrampf habe, der lange dauerte und dem der Sohn mit anscheinender Gleichgültigkeit zusah; innerlich aber verursachte es ihm einen nagenden Schmerz, daß sie, die er liebte und verehrte, sich vor dem eigenen Kinde zu einer Komödie entwürdigte, um ihre Vorurtheile zu befriedigen und seinem Herzen den kostbaren Schatz, zu dessen Erkenntniß der Himmel sein Herz erschlossen, zu entreißen. Als die Mutter sich beruhigte und in das blasse und veränderte

Gesicht ihres einzigen Sohnes blickte, schien sie wirklich erschüttert zu sein und gab ihm einen Wink, zu ihr zu treten. Der Jüngling fiel vor ihr auf die Knie und legte seinen Kopf auf ihren Schooß, und sie, die Hände auf sein Haupt legend, sagte: „Mein theures Kind! Mit tiefem Schmerze sehe ich, daß der Schlag, der Dir und Deinem Hause drohte, und den ich mich bemühte, durch Zögerung und Zerstreuung abzuwenden, unvermeidlich ist. Dein Wille also geschehe, obgleich ich sehr bezweifle, daß es auch Gottes Wille ist, da die Sache so sehr gegen alle Eingebungen des Mutterherzens verstößt, das jetzt eben von tiefer Trauer und bangen Ahnungen heimgesucht wird. Ich gebe also meine Einwilligung und gelobe Dir sogar, meine nur zu gerechte Abneigung zu bezwingen und Deine Erwählte unter diesem Dache so aufzunehmen, daß Dir daraus kein Kummer erwachse. Aber mein theurer Sohn! Ein solches Opfer Deinem Herzenswunsche bringend, habe ich ein Recht, auch von Dir ein Opfer zu verlangen."

„Zu einem jeden bin ich bereit, theure Mutter!" rief der Sohn mit Begeisterung, ihre Füße demüthig und dankbar küssend. Darauf sagte sie ihm, ihn erhebend und einen Kuß auf seine Stirn drückend: „Ich verlange von Dir noch ein Jahr Aufschub, und daß Du während dieses Jahres alle Verhältnisse mit ihnen abbrichst und Dich aus Lithauen entfernst. Reise nach Wolhynien! Dort habe ich Freunde und Verwandte; unter ihnen verbringe diese Zeit der Probe und Buße," fügte sie mit einem gezwungenen Lächeln hinzu. „Berathschlage mit

meinem Bruder und meiner Schwester, deren Häuser zu den ersten dieser reichen Provinz gehören.

„Wenn Du finden wirst, daß Deine Frau in den Kreis, der Dich dort umringen wird, hineingehört, daß sie mit jener Gesellschaft verwachsen könne, in der und für die Du geboren; wenn ihr Leben, ihre Meinungen, ihre Ueberredungskunst glücklicher sein werden, als meine Thränen und Bitten, und Dich nicht überzeugen werden, daß Du Deine Zukunft verkümmerst und Dein Glück tödtest; wenn Du von dort zurückkehrend mir sagen wirst: „Mutter! Segne meine Verbindung mit der Verwalterstochter!“ so werde ich Euch den Segen ertheilen und ich gebe Dir mein Wort, daß ich von jenem Augenblicke an durch Nichts mehr zeigen werde, daß ich das ungern, mit Gram und gegen meine Ueberzeugung that.“ Diese Worte berührten den Jüngling wie Eis und löschten das heiße Dankgefühl, welches er beim Anfang ihrer Anrede für die Mutter empfand. Er erkannte, wie viel er würde leiden müssen, ehe er alle jene Hindernisse, die man ihm jetzt stellte, überwunden, wie später sein Leben im väterlichen Hause sein werde, wo das Wesen, das ihm das Theuerste auf der Welt, jeden Augenblick jenen Dornen ausgesetzt würde, mit denen Geburtsstolz diejenigen zu stechen versteht, die sich durch eigene Kraft Erziehung, Verstand oder Schönheit auf gleiche Höhe erhoben haben. Aber unerschüttert in seinem Vorhaben, gelobte er der Mutter gleichgültig und kalt, daß er ihren Willen erfüllen werde, aber auch

erwarte, daß dies die letzte Probe sein werde, auf die sie ihn stelle; sie möge die Saite des Gehorsams nicht zu straff spannen, denn zu stark angezogen, könne sie reißen.

„Ein paar Tage später machte er sich auf die Reise, und als er blaß und mit umdüsterter Stirn vor der Geliebten stand, erkannte die Arme mit dem Instinkte eines liebenden Herzens, daß schon wieder Etwas vorgefallen und daß jenes Glück, das ihr schon so nah zu sein schien, sich wiederum weit, weit entfernt habe und vielleicht auf immer aus ihrem Busen entflohen sei. Der Jüngling suchte sie zu trösten, stellte ihr das Hinderniß als klein und unbedeutend vor, betheuerte und schwor, aber er wußte selbst nicht weshalb; er konnte schon nicht mehr ganz so beredt wie zuerst sein, und der Glaube entfloh aus dem Herzen des Mädchens, das leise weinte, obgleich ihre Lippen lächelten, ihre Stirn Ruhe erheuchelte, ihre Worte Vertrauen in die Zukunft zeigten und das Herz des Geliebten kräftigten und ermuthigten. Das Uebrige kannst Du Dir sicherlich denken,“ fügte der Graf hinzu, fuhr mit der Hand über die Stirn und ließ den Kopf sinken.

„Wie das? Ich soll es mir denken können?“ rief Kasimir. „Ich kann es mir gar nicht denken! Im Gegentheil, erzähle weiter, ich bitte Dich! Der junge Mann also reiste nach Wolhynien ab?“

„Er reiste ab,“ antwortete der Graf finster, und, nach der Zimmerdecke blickend, fügte er hinzu: „und verheirathete sich dort sieben Monate nach seiner Ankunft.“

Kasimir fuhr kerzengerade empor, stellte sich vor den

Grafen hin und ihn am Arme rüttelnd, als wolle er ihn aus dem Schlafe wecken, rief er:

„Du scherzest wohl?“

„Ich scherze nicht,“ antwortere der Graf ernst, „innerhalb sieben Monate nach seiner Ankunft in Wolhynien verheirathete sich jener junge Mann mit einer Brustkranken.“

„O, der Eselsesel!“ rief Kasimir, fuhr mit der Hand durch die Luft und in echt wolhynischer Weise verächtlich auf den englischen Teppich, der den Fußboden des Boudoirs der vornehmen polnischen Dame bedeckte, speiend, setzte er sich auf seinen alten Platz und sagte:

„Erkläre mir wenigstens, wie zum Teufel er eine solche Dummheit begehen konnte?“

„Mein guter Freund!“ erwiderte der Graf, „noch ist kein so weiser Mann geboren worden, der alle unsere Inconsequenzen erklärte und den Grund aller Dummheiten, die wir begehen, erforscht hätte. Edel von Natur, fähig in einem gewissen gegebenen Augenblick zu Allem, was groß und lobenswerth; dürstend nach Ruhm und ihn zu erringen vermögend, wenn wir nur nicht darauf warten müssen; eigenes Glück begreifend und fremdes achtend, wenn wir das Eine und das Andere in der Hand haben, stehen wir doch jämmerlich von den besten Entschlüssen ab, entsagen wir der Größe, dem Ruf und dem Ruhme, treten wir eigenes und fremdes Glück mit Füßen, wenn die Zeit uns, eines nach dem andern, jene kleinen Hindernisse in den Weg legt, die uns ermüden, die unsere Ausdauer auf die Probe stellen, die uns zwingen, morgen, übermorgen und so weiter zu wollen, mit gleicher Begeisterung und Kraft dasselbe zu wollen, was wir gestern wollten.

„Das ist die Klippe, an der bei uns Alles scheitert: Ansehen, Kenntnisse, guter Namen und Lebensglück.“

„Also auch den Jüngling ermatteten die Mühseligkeiten und er hörte auf zu wollen?“ rief Kasimir.

„Es scheint so,“ antwortete der Graf. „Als der junge Mann in Wolhynien bei seinen Verwandten ankam, fand er dort herrschaftliche Häuser, ein Leben auf großem Fuße, aber ohne jenes Maß und ohne jene Pausen, die der Musik Harmonie und Wohlklang geben, durch welche sie berauschend erhebt. Er fand dort ein unaufhörliches Charivari, das zuerst durch wüsten Lärm und Disharmonie abstößt, dann Kopf und Sinne betäubt und unvermerkt in jenen unaufhörlichen Strudel hineinzieht, aus dem Nichts unverstümmelt herauskommt, weder Leib noch Seele. Bälle, Abendgesellschaften, Diners, Frühstücke, Jagden, Kuligs*) und dabei Flaschen und Karten, und überall lockendes Lächeln, verheißende Blicke und der leicht und ohne Verzug sich anbietende Genuß schleppten ihn unvermerkt mit und gestalteten dieses für einen besseren Weg geschaffene Gemüth um. Zuerst wehrte er sich mit seiner Erziehung, mit seinen Grundsätzen, deckte er sich mit dem Schilde der Liebe und dem Bilde der sich nach ihm sehnenden Geliebten; aber jene unaufhörliche und absichtlich zu seinem Unter-

*) Fastnachtsbelustigungen.

gang und zur Rettung der Familienehre auf ihn gerichtete Strudel erfaßte ihn und bespritzte ihn über und über mit seinem Kothe. Als er derselbe wie die andern geworden war, fing er an, dasselbe zu wünschen, wie sie, und so wie sie das Leben und seine Endzwecke zu verstehen. Die Schwester, die sich dort fortwährend aufhielt, bemerkte das, verlor ihn nicht aus den Augen und leitete alle Batterien, die gegen seine Rechtlichkeit und sein Gewissen gerichtet waren. Da fand dann das Zureden seiner Verwandten, die unaufhörlichen Bestürmungen seiner Freunde und Freundinnen immer leichteren Eingang; und als ein Augenblick vollständiger Betäubung und Schwäche eintrat, wurde ihm eine glänzende Partie untergeschoben, die das Ziel der Wünsche aller seiner Bekannten war. Seine Eigenliebe wurde aufgestachelt durch die verstellte Behauptung, ja durch Wetten, daß er sie nicht erhalten würde, und unser Jüngling, bei der Ehre gefaßt, ohne sich viel dabei zu denken . . ."

„Ja! daß ist eben unser Elend," antwortete Kasimir, sich mit der Faust auf's Knie schlagend, „daß wir Alles thun, ohne uns viel dabei zu denken."

„Ohne sich viel dabei zu denken, wie ich schon gesagt, machte jener Jüngling seinen Antrag und verheirathete sich einen Monat später." Diese Worte sprach der Graf etwas leiser, seufzte unvermerkt und schwieg.

„Und hatte er Fräulein Brigitte ganz und gar vergessen?" fragte Kasimir nach einer Pause.

„Kurz nach der Hochzeit," antwortete der Graf, „wurde der arme Teufel nüchtern und erinnerte sich.

Er fühlte das ganze Gewicht der Fesseln, die er sich angelegt, aber . . . jetzt war es zu spät. Er konnte seine Frau nicht lieb gewinnen, denn allstündlich stand die wunderliebliche Gestalt Fräulein Brigittens zwischen ihnen, und ihre schwarzen in Thränen schwimmenden Augen drohend und unerbittlich, tief in sein Herz, das voll unaussprechlicher Sehnsucht und nagender Gewissensbisse war. Die Zeit brachte ihm nur wenig Linderung, denn es gelang derselben nicht, ihn an eine kränkliche, von der Schwindsucht bedrohte Frau zu gewöhnen, die außerdem boshaft, eigensinnig und voll von jenen üblen Gewohnheiten war, die eine verkehrte Erziehung, eine verzärtelte Einbildungskraft und ein in sich selbst Verliebtsein mit sich führen. Seine Dummheit bitter beweinend, wandte er Augen und Gedanken vom Bilde jenes abgelegenen Gütchens hinweg, das doch nur vielleicht Verzweiflung, gewiß aber lange und schwere Trauer in ihm wach gerufen hätte, gab seinem von einem Wappen verdeckten, prächtig genäherten und reich gekleideten Elend die Hand und zog mit ihm jenen Pflug des Lebens, an den er sich wie ein Zugochse hatte anspannen lassen."

„Und Fräulein Brigitte?" fragte Kasimir traurig.

„Für Fräulein Brigitte," antwortete der Graf, „vergingen die ersten schmerzlichen Augenblicke, nachdem sie erfahren, daß sie das ganze Gebäude ihrer Zukunft und alle ihre Hoffnungen auf Glück auf ein so kleines und elendes Herz gebaut hatte, in schwerer Krankheit. Aber die polnischen Frauen, mein Lieber, zerfallen in drei Klassen. Zu der ersteren gehören schöne und hüpfende

Wesen, putzsüchtig und leichtsinnig, ohne Herz und Gedanken, die weder Freude noch Schmerz empfinden, von demselben Gefühle für einen modischen Hut, wie für einen wohlgebauten Anbeter durchdrungen, mit denselben Thränen den Verlust ihres Gemahls, ihres Kindes und — eines Armbandes beweinend. Deren giebt es sehr viele. Zur zweiten Klasse gehört die gewöhnliche Hälfte des Menschengeschlechts: regelmäßig verrichten sie Morgens und Abends ihr Gebet, ziehen sich deshalb elegant an, weil sie Jemandem gefallen können, der sich würde verheirathen wollen; sie treten dann in den heiligen Stand der Ehe, nicht aus Liebe, sondern weil man ein Haus und eine Wirthschaft haben muß; im Uebrigen sind sie tugendhafte Göttinnen, zärtliche Mütter, gute Wirthinnen, gastfreie und barmherzige Frauen. Zu dieser Klasse gehören, Gott sei Dank, die meisten. Zur dritten, freilich nicht zahlreichen, aber dennoch bei uns zahlreicheren als anderswo, gehören körperlich ausgewählte Organisationen, deren Schönheit in Erstaunen setzt, und zugleich geistig höher stehende Wesen, deren Kraft in keinem Verhältnisse zu der Zartheit des Gewebes, welches sie umgiebt, zu der Feinheit der Formen, durch welche sie sich unsern Augen offenbaren, zu stehen scheint. Liebe, in der ganzen hohen Bedeutung dieses Wortes, bildet den Inhalt ihres Lebens; jede derselben hat nur einmal geliebt, innig und tief; keine noch wurde so geliebt, wie sie es verdiente; aber keine auch wurde von jenem Unglücke vernichtet, von dem sie überzeugt, daß es unvermeidlich und der ihrer Ueberlegenheit nothwendig zufallende Antheil ist. Jede von ihnen fühlt, daß sie ein Engel, der sich aus irgend einem besseren Lande hierher verirrte, daß sie in einer Sprache zu den Leuten spricht, die diese nicht verstehen können; es schmerzt sie die Wunde, welche die Erde ihr schlägt; aber auf ihrem Antlitz erblickst Du nur Schönheit und Trauer, auf ihrer Stirn nur Frieden und Ergebung, mit der sie zu jenem Heimathlande, von dem sie kam, zurückstrebt. Zu ihnen gehört Fräulein Brigitte."

Der Graf schwieg, und Kasimir stand auf, zerraufte sich mächtig das Haar und zugleich unbemerkt eine Thräne wegwischend, die sich in sein Auge gedrängt hatte, fing er an, im Zimmer auf und abzugehen.

„Setze Dich, Kasimir," sagte der Graf, „ich bin gleich zu Ende und dann gehen wir in den Saal."

Als sich Kasimir betrübt niederließ, fuhr sein Gefährte folgendermaßen fort: „Ihr ganzes späteres Leben war ein ununterbrochener Beweis jener Ueberlegenheit, zu der keiner von uns sich in ähnlicher Lage zu erheben versteht. Wir trösten uns gewöhnlich mit den Umarmungen eines andern, nicht geliebten Weibes; wir klammern uns an Geschäfte, gewagte Spekulationen; wir suchen Geld, ergeben uns der Ausschweifung, dem Trunk oder dem Spiele. Sei nun Stolz oder unsere gröbere Natur daran Schuld, aber fast immer führt uns eine Täuschung der Seele auf den Weg des Körpers, und irren wir uns in der Wahl derjenigen, die uns zum Himmel führen soll, so ergeben wir uns gänzlich der Erde. Als Fräulein Brigitte sich vom Krankenlager er-

hob, war sie gleich so, wie Du sie heute siehst, traurig, aber ruhig, ernst, aber manchmal mit jenem Lächeln der Ergebung auf den Lippen, das da zu sagen scheint: Ich wußte, daß mir das begegnen würde. Ihr Leben war fortan eine Reihe von Aufopferungen und Arbeit. Selbst aller Freude entsagend, bestrebte sie sich, um sich herum nur freudige Gesichter zu sehen. Das Schicksal half ihr bei der Erfüllung jener Pflichten einer Trösterin und eines Vormundes jeder Betrübniß, jedes Kummers, der nur zu ihren Ohren kam.

„Jener Landedelmann im abgenutzten Rocke, jener Sonderling, ihr Onkel, den sie so liebte, und außer ihr Niemanden liebte, vermachte ihr sterbend sein Gütchen und ein paarmalhunderttausend Gulden baares Geld, die er während seines ganzen Lebens zusammengescharrt, vermehrt und verborgen hatte. Fräulein Brigitte verkaufte das Gütchen und gebrauchte die bedeutenden Einkünfte und einen Theil des Kapitals, um das Gut der Mutter zu solcher Blüthe, Ordnung, Wohlstand und Schönheit zu bringen, daß es heute, durch ganz Lithauen bekannt, das Entzücken aller Reisenden ist: ein thatsächlicher Beweis, was dies unser Land sein könnte, wenn wir vernünftiger wären und Geld und Zeit nicht zum Fenster hinauswürfen. So verflossen ihr die Jahre. Natürlicher Weise fand ein so schönes, so gebildetes, so reiches Mädchen alle Jahre, alle halbe Jahre einen neuen Anbeter, der sich schmeichelte, daß er ihr die ehemalige Liebe, die bekannt und nicht unbesprochen geblieben war, aus dem Sinn bringen, sie mit neuen Gefühlen beleben und

ihre Stirn aufheitern werde. Fräulein Brigitte antwortete Jedem mit Milde, schlug die Bewerbung mit dem Lächeln der Güte und ruhiger Vernunftgründe aus, und mehr als Einer, der sich mit dem Gedanken an das schöne Gütchen und das bedeutende Vermögen an sie herangewagt hatte, fing erst dann an sie wahrhaft hochzuschätzen und zu lieben, als er sich überzeugte, daß er sie nicht besitzen könne.

„Als ihre Mutter gestorben war, begab sich Fräulein Brigitte auf einige Zeit in ein Kloster zu Wilna. Dort lernte die Fürstin O . . . sie kennen, schätzen und wie eine Tochter lieben. Seit der Zeit besuchten sie sich häufig. Die Greisin sinnt auf nichts Anderes, als wie sie ihre junge Freundin zerstreuen möchte; und Fräulein Brigitte vermag Alles über sich, um ihrer theueren Beschützerin zu zeigen, daß ihre Bemühungen nicht umsonst, daß das Leben seinen Reiz für sie noch nicht verloren und daß sie das, was Andere berauscht und beseligt, wenigstens interessirt und belebt. Darum bringt sie die Faschingszeit manchmal in Wilna zu, deshalb ist sie in diesem Jahre nach Warschau gekommen, wo sie auf Bälle geht, sich mit Eleganz und Geschmack kleidet, tanzt, sich mit der jungen Welt unterhält und sich scheinbar amüsirt; aber wie Du gesehen hast, ist sie ein Wesen aus einer andern Welt, deren Seele sich in der Vergangenheit wiegt und sie mit jenem Blicke der Liebe und des Schmerzes betrachtet, mit dem eine junge Mutter die Leiche ihres Kindes ansieht, in Gedanken allen jenen

Augenblicken seines Wachsthums nachhängend, aller jener Mutterseligkeit, welches dieses Kind ihr in seiner Entwickelung und in seinem Aufblühen zu vollem Leben gegeben haben würde."

„Und der unglückliche Dummkopf, der einen solchen Schatz von sich geworfen hatte?" fragte Kasimir, als der Graf schwieg.

„Lebt wie Andere," antwortete der Graf aufstehend, „fährt in einer Kutsche umher, wohnt in einem Palast, empfängt als Beamter Gäste, giebt Diners, spielt manchmal Karten und verkehrt in Gesellschaft und auf Bällen. Wenn er sich mit seiner schwindsüchtigen Frau allein befindet, und von ihrer Eifersucht, ihrer schlechten Laune und ihrem vollständigen Mangel an Herzensgüte gequält wird, so vergilt er dies durch eisige Kälte im Umgang und manchmal durch ein scharfes und ungeduldiges Wort. Dann sieht er, welch ein leichtsinniger und elender Dummkopf er war, und flucht auf gut polnisch seinem Geschicke, und manchmal, wenn er sich sehr, sehr unglücklich fühlt und sich ganz allein mit seinem Gewissen und seinen Erinnerungen befindet, fällt er auf die Knie und sucht Trost im Gebet."

„Aber genug darüber!" fügte der Graf schnell hinzu, „morgen reise ich ab; wahrscheinlich werden wir uns wohl nicht mehr sehen. Also leb' wohl auf eine lange Zeit."

„Noch einen Augenblick!" rief Kasimir, ihn zurückhaltend und ihm scharf in die Augen schauend: „Du hast mir noch nicht gesagt, wie der arme Teufel heißt,

den ich auch etwas bedaure, obgleich er sein Loos verdient hat."

„Wie er heißt?" rief der Graf, seine beiden Hände ergreifend. „O Du scharfsinniger Kasimir! Habe ich Dir nicht gesagt, es sei ein lithauischer Junker gewesen, der sich in Wolhynien verheirathet und der eine schwindsüchtige Frau hat?"

Kasimir sah ihn verdutzt an, öffnete den Mund, wollte etwas sagen, aber der Graf drückte ihm heftig die Hand und sprach:

„Still, still! mein ehrlicher Kasimir! Sage gar Nichts; folge mir nicht und gedenke manchmal dieses Balles, den ich Dir verdorben habe."

Nachdem er dies gesagt, ging er schnell hinweg, und Kasimir kehrte langsam an seinen Platz zurück, stützte den Kopf auf beide Hände und sann über Alles, was er gehört hatte und das ihm nun in ganz anderem Lichte erschien, nach. Als die Musik schwieg und das Getöse des Balles gänzlich verstummte, erwachte er aus seinen Träumen, stand auf, durchschritt den ersten und zweiten Saal; aber beide waren leer. Alle waren zum Abendessen in die hinteren Gemächer gegangen. Nur im Ballsaal, unter demselben Oleander, wo er dem Grafen begegnet war, saß die Fürstin O... und drückte Fräulein Brigittens Hand an sich, die den Kopf an die Schulter der Greisin gelehnt, ihr Taschentuch vor den Augen hielt und sich sichtlich bestrebte, ihre bittern Herzensthränen zu unterdrücken. Kasimir blieb einen Augenblick in der Thür

stehen, betrachtete dieses ihm das Herz zerreißende Bild, und tief aufseufzend über unsere Dummheit und unser selbst erwähltes Elend, zerraufte er mächtig sein Haar, eilte die Treppe hinunter, warf sich in eine Droschke und fuhr schnell nach Hause.

Der Anwalt.

Aus den „Typen und Charakteren"

von

Joseph Ignaz Kraszewski.

In den Augenblicken größerer Erschütterungen und socialer Veränderungen, welche den unter ihrem Einflusse Aufwachsenden einen neuen Charakter geben, gewähren vielleicht den interessantesten Anblick jene Ueberbleibsel einer schon ausgestorbenen Kulturepoche, die auf einer ihnen fast fremden Welt, traurig ihr Ende erwartend, die letzten Tage verleben. Diese Armen schleppen sich auf einer für sie schon erkalteten Erde unter Menschen umher, die von ihnen nicht mehr verstanden werden. Trübsinnig und in sich verschlossen, weil sie Niemanden haben, den sie vertraulich anreden könnten, warten sie nur noch, ob denn nicht bald die Todtenglocke tönt, die sie erlösend abrufen wird. Schmerzlich ist es, auf sie zu blicken, so sehr belastet das Leben ihre kraftlosen Schultern, so sehr hat ihnen das unerbittliche Schicksal Alles, Alles weggenommen!

Die Familie, die Nächsten, die durch Blut, Schicksal, Freundschaft und Gewohnheit mit ihnen verbunden sind, begreifen sie nicht mehr, wundern sich über sie, und wenig fehlt, daß sie nicht eines Dolmetschers bedürfen, um die aus einer

ganz andern Welt zu ihnen herübertönende Sprache verstehen zu können. Glücklich sind diese Armen noch, wenn ihnen Auge und Mund der Ihren nicht Hohn, sondern Mitleid bezeugt.

Mir zieht sich stets das Herz zusammen bei dem Anblick dieser Ueberbleibsel einer bereits abgeschlossenen Epoche, dieser schwermüthigen Krieger eines in die Ewigkeit vorausgegangenen Heeres. Zwar sieht man sie immer seltener unter uns; aber dafür stechen diese letzten Typen um so deutlicher von der sie umgebenden Welt ab und zeichnen sich auf dem Grunde derselben in scharf markirten Zügen.

Als ich vor einigen Jahren mich in einem nahe gelegenen Städtchen aufhielt, hatte ich zu verschiedenen Malen Gelegenheit, um 9 Uhr Morgens eine nach der Kirche wandelnde Gestalt zu erblicken, die mir gar sehr auffiel. — Es war ein alter Mann von hohem Wuchs; aber er war gebeugt, und sein greises Haar hatte statt der ursprünglich weißen eine andere unbestimmte gelbgraue Farbe angenommen. Seine altmodische Tracht war so abgeschabt und verschossen, daß sie die bitterste Armuth zu verrathen schien. Er stützte sich auf einen hohen mit silbernem Knopfe verzierten Rohrstock, auf dem nur noch zu einer Hälfte der Lack übrig geblieben war und zur andern die vom Gebrauche ausgeschliffenen Fasern weiß hervorschauten. Er schritt die Füße kaum erhebend, vielmehr mit ihnen nur weiter schurrend, den Kopf senkend, langsam einher, und sah sich nicht einmal um nach den Vorbeigehenden, die ihn streifend berührten.

Langsam schlich er an meinem Fenster vorüber in die Straße, welche nach der Kirche führte und verschwand meinen Augen wie ein Gespenst aus einer andern Welt. Sein ganzes Wesen erweckte in mir ein solches Mitleid, sein trauriges Alter hatte mich so lebhaft in Anspruch genommen, daß ich mich gleich, nachdem ich ihn zum ersten Mal gesehen, bei Jemanden nach dem Namen dieses Menschen erkundigte.

„Das ist der alte Anwalt Paliszewski,“ antwortete man mir achselzuckend.

„Das scheint ein armer Mensch zu sein!“

„Ein armer Mensch? ich weiß nicht; aber das ist gewiß, daß er nicht so arm ist, als er aussieht!“

„Warum geht er so elend einher, mutterseelen allein, zu Fuß in diesem Alter?“

„Weiß ich warum?“ erwiderte abermals achselzuckend der Befragte. „Ich kenne ihn wenig, man hat mir nur gesagt, daß er sehr geizig sei.“

Beim ersten Male mußte ich mich schon damit begnügen; zum zweiten Male erkundigte ich mich jedoch bei einem Israeliten nach Herrn Paliszewski. Denn Niemand ist so gewandt wie sie, was Menschenkenntniß anbetrifft. Vielleicht erwerben sie sich dieselbe eben deswegen, weil sie von Jedermann abhängig sind, weil sie sich vor einem Jeden beugen müssen; vielleicht auch weil sie aus den Schwächen der Menschen Nutzen ziehen; vielleicht endlich zufolge eines angebornen Instinktes. Kurz, Niemand wird Dir über einen Jeden so genaue Auskunft geben können, wie ein Israelit.“

„Der Herr Paliszewski! der Herr Anwalt! antwortete der Jude mit mitleidigen Lächeln. „Sie wissen nicht, was das für einer ist? Ein Anwalt! Das sagt schon Alles!“

„Wie es scheint ist er arm?“

„Wenn ich das Geld hätte, das er besitzt, und das er schon durchgebracht hat, was blieb mir noch zu wünschen übrig.“ — Da ging gerade der alte Anwalt vorbei. Aber seine grau gesprenkelte Kapotte, unter derselben der seidene abgeriebene Kontuß von unbestimmter Farbe, seine groben, ziegenledernen Stiefel und seine Mütze, die einst weiß gewesen, heute aber so schmutzig-roth aussah wie der Fuchspelz, mit dem sie verbrämt war, dünkten mich in einem so großen Widerspruche mit den Ausrufungen des befragten Israeliten, daß ich diesen über das ganze curriculum vitae des Herrn Paliszewski auszufragen begann und ohne große Mühe folgende Einzelheiten erfuhr.

Von seiner ursprünglichen Herkunft wußte Niemand etwas Genaues; man meinte blos, daß er ein Edelmann sein müsse; denn in die Palästra*) wurden nur Edelleute aufgenommen, und am Finger trug er ein Karniol mit mit einem Wappen als Siegelring, dessen er sich als Petschaft zu bedienen pflegte. Von einem ganz kleinen Applikanten arbeitete er sich in jenen Zeiten, wo die Prozesse noch wie Schwämme aus der Erde wuchsen, bis zum Anwalte empor und nahm sogleich eine fast bedeutende Stellung in der Palästra ein. Er erhielt sie

*) In das Tribunal.

durch seine unerhörte leidenschaftliche Arbeitsamkeit, durch seine unbeschreibliche Gewandtheit im Sprechen und Schreiben und endlich dadurch, daß er bei anscheinend großer Ehrlichkeit sich mit seinem Gewissen ein für alle Mal abgefunden hatte; denn wie er pfiff, so sang ihm sein Gewissen nach.

Sein Leben, das er als ganz unbedeutender Federkauer angefangen hatte, der dem Anwalte die Papiere nachtragen, in der Kanzlei an der Thüre stehen und oft genug zu Hause den sich Rath holenden Klienten Stühle reichen mußte — begnügte sich auch stets mit Wenigem. Er strebte weder nach bedeutenden Prozessen, noch nach reichen Klienten, noch nach Erwerbung großen Ruhmes durch seine Reden; er lebte ganz weit draußen auf der Vorstadt in einem engen Kämmerchen, man wußte nicht wie? und wovon? Wer sich durch den Straßenkoth zu ihm durchgearbeitet hatte, sah bei ihm im Hause nichts als Papiere, ein elendes Lager und ein Paar Reserve-Stiefel. Was er, sein eigner Herr und Diener, aß und wie er sein Leben zubrachte, konnte Niemand sagen. Regelmäßig sah man ihn Morgens bei der heiligen Messe, dann mit den Papieren unterm Arme im Gerichte. Hier hatte er seine Stelle in einem Winkel, aus dem er sich nie entfernte. Er sprach wenig, immer nur das, worüber er befragt wurde; ja seine Antwort war niemals vollständig, denn soviel er immer konnte, verschlang er von derselben. Außerordentlich geizig, ohne alles Gefühl für Freundschaft, und mißtrauisch, ließ er sich zwar niemals auf's Glatteis führen; aber es konnte

sich auch Niemand über ihn beklagen. Sogar wenn er, durch die Umstände gezwungen, seinen Gegner angriff, that er das mit solcher Höflichkeit, so ängstlich genau die Titulatur beobachtend und ertheilend, so den Gegner mit Hochachtungsformeln überhäufend, daß dieser, obwohl er sich erröthend ärgerte, ihm doch nichts anhaben konnte.

Es war mir unmöglich, aus den jetzigen Zügen des Herrn Paliszewski zu lesen, was sie früher gewesen, denn sein verschrumpftes Gesicht erschien mir wie eine kalte, unbewegliche Todtenmaske. Man sagte mir aber, daß, einige von den Jahren eingegrabenen Runzeln ausgenommen, er immer so ausgesehen habe. Stellt Euch ein längliches Gesicht vor von gelber Hautfarbe, mit einem stattlichen Spitzbarte, mit niedriger Stirn und tiefliegenden Augen; die Nase fleischlos und knochicht, der Mund unter einem Schnurrbarte versteckt, und dieses Alles so unbeweglich, so steinern, daß es noch bei Lebzeiten einen Leichengeruch ausathmete. Seine Augen blickten Niemanden geradezu an, aber sie schweiften auch nicht nach der Seite umher; sie schienen geradeaus auf ein unsichtbares Etwas geheftet zu sein und erregten Ungeduld durch ihre Gleichgültigkeit.

Aber trotzdem er auf Nichts blickte, sah Paliszewski, wahrscheinlich mit einer besonderen Organisation begabt, dennoch Alles. So Niemand in den Weg kommend, langsam sein Brod verdienend und dasselbe nur in ganz kleinen Stückchen verzehrend, sich tief verneigend vor den berühmteren Advokaten, verschaffte er sich eine ganz besondere Stellung. Alle zuvor unbedeutenden und ver-

wickelten Rechtssachen geriethen in seine Hände. Seinen Klienten versprach er wenig und forderte ziemlich viel von ihnen, dagegen war es unerhört, daß er Jemanden jemals betrogen hätte. Bei seinen Collegen hatte er sich, wenn auch keine Freundschaft, so doch Wohlwollen erworben, weil er ihnen nichts vor der Nase wegschnappte, im Gegentheil ihnen gern aus dem Wege ging und so ganz still seinen Weg weiter fortsetzte.

Es war damals eine Zeit, in der die Palästra bei uns beinahe dieselbe Rolle spielte, welche heutzutage die Künstler spielen. Sogar große Herren bewarben sich um die Freundschaft der Advokaten, empfingen sie in ihren Häusern, bedienten sie mit Essen, Trinken und Schmeicheleien, und da dies ein Brod war, welches man durch Kopfarbeit gewann, so galt Jeder, der zur Palästra gehörte, eo ipso für einen Literaten, für einen Gelehrten, für einen Mann von Geist und Schriftstellertalent.

Ein solcher Mann erwarb sich Achtung, Beifall und Ehrenbezeugung; da aber diese Drei sich am häufigsten beim Schmause und beim Becher auszusprechen pflegten, so trank man der Palästra so lange zu, bis man sie auf's Aeußerste betrunken machte. Bei jedem Tribunale mußten sich Weinkeller befinden, zu den Kadenzen*) wurde Ungarwein herbeigeholt, und die Juden manschten und pantschten saures Getränk zurecht, indem sie auf die ver-

*) Kadencya hieß die Zeit, während welcher die Gerichte ihre Sitzungen hielten. Solcher Kadenzen waren im Jahre zwei, nämlich den Mai und Juni hindurch und dann vom November bis Ende Februar.

brannten Gaumen Derer rechneten, die es als Wein trinken sollten.

Ebenso war es in unserem Städtchen, wo keine wichtigere Rechtssache einer Berathung beim vollen Glase entging, wo man die Sessionen beim Becherklang eröffnete und schloß, wo die Dekrete mit ganzen Fässern Weins begossen wurden. Auch Herr Paliszewski, dazu eingeladen und mit hineingezogen, ließ sich zwar zum Trinken nicht lange nöthigen, aber er trank gerade wie Sand, denn er gab nicht zu erkennen, daß ihn der Wein nur im Mindesten belebe, benebele oder auf seine Laune irgend einen Einfluß habe. Nach einem solchen Schmause war er nie gesprächiger, nie stärker geröthet und nie zu Späßen aufgelegt; so wie er gekommen war, so ging er auch wieder fort.

Jedermann wunderte sich, Mancher lachte darüber; aber zuletzt machte es gar kein Aufsehen mehr.

Paliszewski's Lage erlitt jedoch eine allmählige Veränderung. Sein unerhörter Fleiß, seine Ausdauer und Gewandtheit in der Arbeit, seine unfehlbaren Siege, seine geschickte Darstellung des Prozesses und ein Argumentiren, mit welchem er die Richter so fesselte, daß sie nicht einmal versuchten, ihm zu widersprechen, — das Alles zog ihm die allgemeine Aufmerksamkeit zu. Man fing an, ihn zuerst zu Konferenzen zu berufen, auf welchen, obwohl er sich auch da nur wenig mittheilte, doch seine Ansicht ein so augenscheinliches Uebergewicht gewann, daß ihm die berühmtesten Rechtsgelehrten nachstehen mußten. Niemand kam ihm auch gleich hinsichtlich des Sachgedächtnisses, des Gedächtnisses der Daten der geringfügigsten Einzelnheiten der Prozesse, nicht blos solcher, die unter seinen Augen entschieden waren, sondern aller, von denen er nur im Leben gehört hatte. Er citirte noch nach zehn Jahren die Dokumente eines jeden Prozesses, ihre Einregistrirung und ganze Ausdrücke derselben sogar wörtlich, und das Gesetz und die praejudicata konnte er an den Fingern hersagen, so daß, wenn man Etwas in der Constitution, in dem Statute oder in der preußischen Correctur nachzusehen hatte und man sich zu ihm begab, er augenblicklich den Paragraphen zu citiren wußte.

Obgleich er deshalb nicht stolz wurde, obgleich er die Nase nicht hoch trug und ruhig sein Stübchen auf der Vorstadt behielt, nach wie vor in seiner mohnfarbenen Kapatte mit dem ersten besten Gürtel ging, dessen ausgefaserte Stellen er sorgfältig versteckte, so stieg Paliszewski doch dermaßen in der allgemeinen Achtung, daß ohne ihn schon gar kein Prozeß mehr vorgenommen wurde, und, was die Hauptsache ist, ihm wurden die am meisten verwickelten anvertraut.

Stillschweigend bereitete er sich vor; mit seinen Klienten sprach er nicht viel; ehe die Parteien aufgerufen wurden, hörte Niemand nur ein Wort von ihm; aber sobald er das Wort nahm, da gab es Etwas zu hören. Denn ob er nach dem Concepte oder frei aus dem Gedächtniß sprach, Alles, was nur zur Unterstützung seiner Sache dienen konnte, ordnete er so an, setzte es so klar auseinander und fesselte überhaupt die Richter durch seine

Logik in dem Maße, daß sie das Dekret schreiben mußten, fast wie er es ihnen diktirte.

Und wenn man ihm dann gratulirte, antwortete er sich tief verbeugend: „Nicht ich, mein werthester Herr, die Sache hat gewonnen.“

Den Thoren, die ihn darüber zur Rede stellten, daß er gegen sie stehend gewonnen habe, pflegte er ganz still, ohne alle Bewegung immer mit einer und derselben Redensart zu erwidern: „Si te judex bene judicabit, cede justitiae, si male cede fortunae!“

Im häuslichen Leben gab es gewiß Niemanden, der weniger gebraucht hätte; er bewohnte immer eine kleine Stube in einem ganz abgelegenen Häuschen am andern Ende der Stadt, ging stets zu Fuß, kleidete sich ärmlich und das liebe Geld hütete er so, daß sich Niemand rühmen konnte, ihm dasselbe jemals abgelockt zu haben.

Er war ein Mensch ohne alle Leidenschaften. Seine Jugendjahre hatte er verlebt, ohne auf ein Weib zu blicken, ohne zu wissen, was das heiße, sich Bequemlichkeiten zu verschaffen. Er knauserte blos übernatürlich, und wie man sagt, hatte er eine solche Vorliebe für die Rechtswissenschaft und eine so große Lust am Prozessiren, daß, wenn es ihm jemals an Prozessen gefehlt hätte, er sich selber verklagt haben würde, um nur Arbeit zu bekommen. Aber in den damaligen für die Paläſtra so glücklichen Zeiten fehlte es nie an Prozessen, und manche derselben waren so glücklich, an zwanzig Jahre zu dauern.

Weil Palifzewski so knauserig war, hielt man ihn

allgemein für reich, denn gar Mancher wußte, wo er Geld eingenommen hatte, und doch bekam der Groschen, der einmal in seinen Beutel geglitten war, nicht mehr die Welt zu sehen.

So sammelte er und sammelte, und die Fama von seinem Reichthume wuchs so heran, daß Diebe zweimal, durch sie verlockt, in sein Haus brachen, die vermeinten Schätze suchend; aber sie betrogen sich, — denn auch nicht einen Groschen fanden sie. Alles, was er hatte, hob er in einem unbekannten, gut ausgewählten Verstecke auf.

Dieser Lebenswandel dauerte ohne mindeste Aenderung zwanzig Jahre hindurch; und da die älteren Advokaten ausstarben, andere, die zu Vermögen gekommen waren, auf's Land zogen, so endigte es zuletzt damit, daß Palifzewski gerade in dem Augenblicke an der Spitze der Paläſtra stand, als deren letzte Stunde schlug.

Die jetzt eingeführten Aenderungen, denen er bis zum letzten Augenblicke keinen Glauben schenken wollte, trafen ihn wie ein Donnerschlag. Viel zu alt, als daß er jetzt noch hätte lernen können, zu leidenschaftlich der alten Lebensart ergeben, als daß er eine neue hätte wählen sollen, ging er am letzten Tage ins Gericht, setzte sich dort stillschweigend nieder, und obwohl bis ins Herz verwundet, ließ er sich das dort doch nicht merken, sondern begab sich zuletzt wieder schweigend aber mit schwankenden Schritten nach Hause.

Die alte Wirthin seines Häuschens pflegte zu sagen, mehrere Wochen hindurch habe sie ihn mit raschem

Schritte in dem engen Stübchen herumgehen und in unverständlichen Ausrufungen mit sich selber sprechen hören. Wie ein vom Sturme erschütterter Baum schwankte er einige Zeit lang, ungewiß, was er anfangen solle, bis er allmählig eine neue Lebensart ausfindig gemacht hatte. Im Sommer und Winter um 8 Uhr Morgens, bei schlechtem wie bei gutem Wetter, besuchte er regelmäßig die Messe, nach welcher er entweder bei einem Geistlichen eintrat, um ein wenig auszuruhen, oder sich in das alte Gericht begab, wo er auf dem Hofe auf- und abwandelte, um dann wieder nach Hause zurückzukehren.

Hier machte er sich an die Arbeit, als würde er durch die dringendste Nothwendigkeit dazu getrieben. Er legte Aktenfascikeln und Verzeichnisse von Papieren an, die ihm aus der Zeit der früheren Gesetze übrig geblieben waren. Er machte Summarien, zuweilen ging er sogar bis zu den alten Akten zurück, um Etwas zu verificiren, begann Quärenden, durchstöberte Akten, und das Alles in Sachen, die Niemanden außer ihn selber angingen. Man lachte ihn aus wie einen Verrückten: er hingegen lächelte seinerseits wieder über die Spottenden. Aber durch diese Arbeit gelangte er dazu, ein lebendiges Register alter Aktenbücher zu werden und keine Quärende konnte man ohne ihn vornehmen. Er allein vermochte das Jahr, das Buch und die Möglichkeit der Aufsuchung eines Dokumentes anzugeben, wonach ein Anderer zwei Jahre herumgestöbert hätte, ohne es zu finden.

Da er fühlte, daß er nothwendig war, so nahm er von einem jeden nachgewiesenen Aktenstücke so viel oder

so wenig, als er bekommen konnte; aber umsonst that er Nichts. — Und so erwarb er sich Etwas, wenn auch langsam. Nachdem er gegessen, was seine Wirthin ihm zusammengekocht hatte, und dann ein Viertelstündchen geschlummert, setzte er sich wieder zur Arbeit, bis ihn die Glocke zur Vesper weckte. Dann ging er beten. Zuweilen blickte er auch noch einmal ins Gericht hinein, stieß einen Seufzer aus und kehrte zur Nacht wieder nach Hause zurück. Hier machte er sich auf's Neue über die Papiere her, wühlte in ihnen herum, confrontirte, schrieb und arbeitete manchmal bis Mitternacht.

Wer ihm einen alten Prozeß, der bereits vor hundert Jahren entschieden war, zusteckte, der erwies ihm den größten Gefallen. Dann hefteten sich seine grauen Augen auf jenen unerforschlichen Punkt; sein Schnurrbart zitterte, und schon Tags darauf studirte Paliszewski diesen Prozeß, in welchem er nach seiner Art „de noviter repertis“ das Urtheil sprach.

Wo er sein Geld versteckte, konnte Niemand erforschen; aber Alle wußten, daß er welches haben müsse. Man begann, ihm deshalb zuzusetzen. Von jeher scheint's, hatte er im Geheimen auf Pfänder geliehen, als aber seine Beschäftigung abgenommen hatte, war aus dem Anwalte ein förmlicher Wucherer geworden.

Es war jedoch wunderbar, daß ein so verschlagener, so geschickter Mann, der die Menschen so gut kannte, sich dabei schimpflich betrügen ließ. — Auf irgend eine Weise hatten die Juden herausgebracht, daß er geizig war, und offerirte ihm nur Jemand einen hohen Zinsfuß, so ließ

er sich leicht an dieser, so gewöhnlichen Angel fangen. Er verkaufte, wie man zu sagen pflegt, den Thaler zu 3 Groschen, und auf diese Weise verlor er gar manchen, indem er bald werthlose Pfänder, bald Dokumente auf Häuser annahm, welche die Juden gar nicht besaßen. Er besann sich, wurde behutsamer, aber leider fast schon zu spät; doch noch immer bekamen ihn die Geschickteren, sei es durch vorgeblichen Reichthum oder durch den Schein von Ehrlichkeit, dann und wann in ihr Netz. Wenn er so betrogen worden, bemühte er sich, die erlittenen Verluste durch neue Sparsamkeit zu ersetzen, und verdoppelte seine Knauserei.

Er ging also, wie wir ihn bereits gesehen hatten, stets in der mohnfarbenen Kapotte, in dem abgeschabten, ausgebleichten Kontuß, so daß man ihn auf der Straße für einen Bettler hätte halten können. Er alterte merklich; aber trotz seiner Gottesfurcht kam es ihm doch nicht in den Sinn, daß er sterben, daß sein wie eine Uhr geordnetes Leben einst ablaufen könne. Zwar hatte er für Niemanden zu sorgen; denn Familie hatte er wenigstens in diesen Gegenden nicht, und Niemand konnte von ihm herausbekommen, woher er selber stamme.

Seit jener großen Veränderung, die in seinem Leben vorgegangen war, als ihn nämlich die Umgestaltung des Gerichtswesens seiner gewöhnten Beschäftigung beraubt hatte, verbrachte er seine Zeit, wie wir bereits erwähnten, ohne sich Gesellschaft oder Menschenhülfe zu suchen.

Diese kalte Misanthropie, dieser Nimbus des Räthselhaften, die ganze geheimnißvolle und originelle Gestalt

machten mich in dem Grade neugierig, daß ich mich eifrig bemühte, ihn kennen zu lernen und mich ihm zu nähern.

Ich werde nicht beschreiben, wie viele verlorne Tage und wie große Mühe es mich kostete. — Ich benutzte den Vorwand eines Erbschaftsprozesses, der nach alten Gesetzen entschieden sein sollte, und bat ihn um Rath. Ich traf Paliszewski in seinem Stübchen auf der Vorstadt, das zusammen mit einer noch kleineren Nebenkammer, die nur durch einen Bretterverschlag von ersterem geschieden war, seine ganze Wohnung ausmachten. Die Stübchen waren nackt, feucht und mit einem starken Modergeruche erfüllt. In der ersten erlaubte die hier herrschende Dunkelheit kaum die schlechten Geräthschaften zu erkennen; in der zweiten war es etwas heller, aber ebenfalls ärmlich. Ein kleines Fenster beleuchtete das Zimer, und in demselben befand sich ein noch mit einem Fetzen grünen Tuches bedeckter Tisch, der an der Wand stand und mit Papieren bedeckt war. Das Bett war ausgelegen, schmal und hart, wie das Lager eines Mönches. Außerdem sah man noch einige halboffenstehende Koffer, aus denen irgendwelche Aktenbündel hervorguckten.

Paliszewski saß auf einem alten, schon stark beschädigten Stuhle in einem weißen Kittel, der vom häufigen Waschen eingelaufen war, sich kaum zuknöpfen ließ und dessen Aermel fast nur bis an den Ellenbogen reichten. Er hatte eine altmodische, auf die Nase geklemmte Brille ohne Flügel auf, die er vermittelst einer Schnur um

den Kopf befestigt hatte. Anstatt der Stiefel hatte er hinten heruntergetretene Pantoffeln an. Der Eintritt des Fremden störte ihn jedoch nicht im Mindesten; er sah mich an, fragte was ich wolle, bat Platz zu nehmen und machte sich über die Papiere her. Ich erstaunte über seine ungewöhnliche Uebung. Nachdem er kaum einen Blick auf die Papiere geworfen hatte, errieth er wie durch Eingebung, was sie enthielten. Das treffende Urtheil, das er über diesen Gegenstand aussprach, setzte mich ebenfalls in Verwunderung. Da es mir jedoch nicht darum zu thun war, sondern da ich nur den Menschen kennen lernen wollte, so fing ich an, ihn in ein Gespräch zu ziehen. Beim ersten Male mißlang es mir jedoch gänzlich; er blieb schweigsam, setzte wieder die Brille auf und hörte mir gleichgültig zu; aber er gab mir zu verstehen, daß ich jetzt, nachdem ich ihn um Rath gefragt, meiner Wege gehen und ihm keine Zeit rauben müsse.

Als ich erst mit ihm vertrauter geworden war, lernte ich ihn näher, besser kennen, und es gelang mir, ihn zuweilen in ein vertrauliches Gespräch zu ziehen.

Aber auch in dieser Beziehung war er ein Knauser, und ich hatte Nichts, wodurch ich ihn hätte ködern können; denn außer Geiz und Juristerei besaß er keine andere Schwachheit.

Ich bediente mich eines unschuldigen Kniffes, um ihn zu ködern. Ich besaß ungeheure Aktenstöße eines vor hundert Jahren bereits entschiedenen Prozesses, sehr ordentlich von einem unverheiratheten Oheim chronologisch

geordnet. Um den Alten lüstern zu machen, gab ich ihm ein Fascikel und fing ihn dadurch wie einen Fisch an der Angel. Als ich ihn bald darauf wieder besuchte, blickte er mir begierig auf die Hände, ob ich ihm nicht die Fortsetzung dieses interessanten Werkes mitbrächte. Leidenschaft und gereizte Neugierde wirkten in ihm so sehr, daß er, um mir den Rest des Prozesses abzufeilschen, sogar höflich, liebenswürdig und schmeichlerisch wurde.

Als ich ihn schon so weit gebracht hatte, fragte ich ihn einst ganz rasch: „Herr Paliszewski, wie kann Sie das interessiren, wie vor hundert Jahren ein Prozeß entschieden worden?“

Paliszewski verzog das Gesicht, schien jedoch nicht besonders Lust zu einer Antwort zu haben und rückte seine Brille zurecht.

„Ach lieber Herr!“ sagte er, „was ist da zu reden. Sie freilich haben ein Theater, haben Bücher und Menschen, und was habe ich? — Eben nur einzig und allein diese vermoderten Papiere, in denen ich mir ein Leben suche. Und das nimmt Sie Wunder?“

„Aber auch Sie würden ebenfalls Menschen, Beschäftigung, Gesellschaft und ein ganz anderes Lebensziel finden können.“

„Zu spät mein Herr, zu spät! Holofernes sah sich um und der Kopf war nicht mehr da.*) Das Alles hat für mich schon kein Interesse mehr! Ich versichere

*) a hotowy nema. Ein kleinrussisches Sprichwort, welches bedeutet: „schon zu Nichts mehr tauglich sein.“

Sie: wenn ich einen gut geführten Prozeß lese, so ist es mir, als wäre ich selber dabei; die Hände jucken mich, um Beifall zu klatschen! Lernt man auf diese Weise etwa wenig Menschen kennen?"

„O! mein lieber Herr, mein lieber Herr! weder Arzt noch Geistlicher blicken jemals so tief in das Menschenherz wie wir! Wie viele anscheinend ehrliche und gewissenhafte Menschen müssen uns nach einer geheimen Conferenz ganz anders erscheinen! — Oder auch die Richter! Ja, ja! ich hab' ihrer verschiedene gesehen; gar oft betreten wir die Gerichtsstube, nachdem schon zuvor alles unter ihnen abgekartet war, wer gewinnen sollte und wer nicht; und glauben Sie, mein Herr, daß wir uns davor fürchteten? Die Schiedsrichter traten herein, die Abstimmungen begannen, manchmal überzeugte man sie aber auch und noch öfters machte man, daß sie sich schämten und gewann die Sache! ja, gewann in dem Grade, daß der Verlierende angesichts der öffentlichen Meinung, die ihn verdammte, ganz kleinlaut und wie begossen davonschlich. Nun, wie soll ich mich nicht jener Zeiten erinnern, in denen ich aufwuchs und mit denen ich zusammenwuchs?"

Hier schwieg der Alte still, obgleich ich ihn mit solcher Aufmerksamkeit und mit solchem Stillschweigen anhörte, daß er bis morgen hätte reden können. Er besann sich, daß er zuviel gesagt habe, wurde düster und zuckte die Achseln. Erst nach einer Weile gelang es mir, ihn aus dieser Gleichgültigkeit, in die er sich verkroch, wie eine Schildkröte in ihre Schale, wieder herauszulocken.

„Ja so," sagte er, „ihr wundert euch? Wundert euch aber nicht, ich bleibe bis an meinen Tod Anwalt, wie ich es immer gewesen. Vergebens! „Was der Scherben in der Jugend einsog, darnach riecht er im Alter." *) Schon als Knabe schleppte ich mich mit Akten, ich lernte früher das Formularbuch, als den Katechismus auswendig, jetzt, wo man Nichts zu thun hat, stöbert man in alten Akten herum!"

In diesen wenigen Worten war auch der ganze Lebenslauf des Greises ausgedrückt und mehr konnte ich aus ihm nicht herausbringen. Er fertigte mich durch Stillschweigen ab und wurde manchmal augenscheinlich ungeduldig, wenn ich ihn in seiner Arbeit störte.

Noch eine gewisse Zeitlang ging Paliszewski, jedes Mal langsam dahinschleichend, zu seiner gewöhnlichen Stunde in die Morgenmesse und in's Gerichtsgebäude, kehrte dann zu seinen Papieren zurück, arbeitete bis zur Vesperglocke und legte sich erst schlafen, nachdem er bis spät in die Nacht hinein Aktenstücke bei einem Talglichte entziffert hatte, zu denen er bald am andern Morgen gleich nach dem Aufstehen wieder zurückkehrte.

Die einzige Unterbrechung machte der Verkehr mit den Juden, welche Pfänder bei ihm auskauften, oder das Ausleihen des Geldes und Abnehmen der Pfänder.

Paliszewski's Bekannten, die von seinem Gelde wußten, und jetzt sahen, wie er sich immer mehr dem Grabe näherte, fingen an, ihm um den Bart zu gehen, in der

*) Sprichwörtliche Redensart, entspricht unserm: „Jung gewohnt, alt gethan."

Absicht, sich seiner Hinterlassenschaft zu versichern. Die Geistlichen erinnerten ihn an die Kirche und seine Seele; Andere suchten ihn durch kleine Dienstleistungen zu gewinnen; er nahm Alles gleichgültig an; so oft man aber in ihn drang, pflegte er zu antworten: Ei, dazu ist ja noch immer Zeit genug! Und sein Leben floß ohne jede Aenderung dahin! Seine von der Arbeit verdorbenen Augen wurden immer schwächer und seine Kräfte nahmen überhaupt dermaßen ab, daß er eine Viertelstunde früher als sonst fortgehen mußte, um der Messe beizuwohnen. Endlich begannen ihm auch die Füße zu schwellen.

Dieses Alles änderte jedoch seine Lebensweise in Nichts, und so fand man ihn eines Morgens todt, das Haupt auf seinen Tisch gesenkt.

Es ist unbekannt, was aus dem hinterlassenen Vermögen geworden ist; denn es war so verschwunden, als wäre es nie vorhanden gewesen. Man beerdigte ihn sehr einfach; mit den Papieren seiner Aktenfascikeln fing die Wirthin an, zum Winter die Fenster zu verkleben; seine mohnfarbene Kapotte ging auf einen trunksüchtigen Schuster über; den Rohrstock zog sich ein Fleischer, ein Verwandter der Wirthin, zu Gemüth, und seine Schatulle — ja der liebe Gott mag wissen, wo sie hingekommen!

Nur die Juden, als sie eines Morgens ihn vor ihren Gewölben nicht mehr nach der Kirche gehen sahen, schüttelten mit den Köpfen und konnten sich denken, daß er nicht mehr leben müsse.

Sie zuckten die Achseln und dies war Paliszewski's einziger Nekrolog.

Johann der Doppelgänger.

Von

Joseph Ignaz Kraszewski.

I.

In Wilna war es gebräuchlich in der Charwoche schaarenweise die kleine Kirche der Bonifrater, in welcher eine schöne, von Dilettanten ausgeführte Musik zu hören war, und das daneben liegende Irrenhaus zu besuchen, welches an diesem Tage wenigstens theilweise den Neugierigen geöffnet war. Müßige Schaulust führte Viele dahin; aber ich habe niemals begriffen, wie man mit fröhlicher Miene von dort wieder heraustreten konnte. Für mich war selbst der Anblick des Todes nicht so unangenehm berührend, nicht so schmerzhaft, als das Bild des tiefsten Falles der werthvollsten Kräfte, die das eigentliche Wesen des Menschen ausmachen; auch vermied ich jenen Anblick, so viel es möglich war; und obgleich die Musik mich oft nach der kleinen Kirche lockte, wo die kunstgenußsüchtigen Zuhörer kaum Raum genug fanden, blickte ich doch nur von ferne mit kindischer Furcht und mit Grausen auf die halbgeöffnete Thür, welche in die Behausung der Unglücklichen führte, die von ihrer Familie und der Welt geschieden, daselbst lebten. Ueberhaupt schien es

mir immer, daß die bei Wahnsinnigen angewandte Heilmethode und die Art sie zu behandeln, eher die Entwickelung der Krankheit förderten, als sie hemmten. Den Unglücklichen aus einem lieben Orte und von geliebten Personen entfernen, ihn seiner Familie entreißen, ihn in die Hände fremder, kalter und harter Leute, hinter Gitter und düstre Mauern, mitten unter gleichgültige, wohl gar drohende Gesichter stoßen, — sind dies nicht tödtende Mittel? Und es giebt herzlose Menschen, selbst im Schooße wohlhabender Familien, welche bereit sind, bei dem ersten Schrei des Schmerzes, der Reue, und bei irgend einem unverständlichen Gedanken, Diejenigen in den Abgrund zu stürzen, die ihnen am nächsten stehen. . . . Doch sprechen wir lieber nicht von ihnen . . . ein Schauder überläuft mich, wenn ich daran denke, daß die Welt sie ehrt und tugendhaft nennt; daß sie darauf in der Kirche zu Gott beten, den sie in ihrem Nächsten von sich gestoßen haben, und nach Hülfe und Rettung seufzen.

II.

Im Jahre 1829 ging ich mit meinen Kollegen zu den Bonifratern. Kaum gelang es mir, mich unter dem Chor an eine leere Stelle zu drängen, welche wir uns mit der Kraft der jungen Arme feuriger Kunstliebhaber verschafft hatten. Wir blieben dort, bis die Musik beendet war, und als die Menge anfing, sich zu verlaufen, drangen Eugen, Eduard und Romuald in mich, mit ihnen in das Hospital zu gehen, in welches eine Thür links

aus der Kirche führte. Ich war zu jener Zeit in mein achtzehntes Jahr getreten, also sehr jung und zu meinem Unglück im höchsten Grade reizbar; aus Furcht, durch sie hineingezogen und gezwungen zu werden, das anzusehen, was auf meinen ohnehin aufgeregten Geist einen zu starken Eindruck gemacht hätte, trat ich, dies abwehrend, bis an den Ausgang zurück. Sie fingen an, meiner zu spotten, mich einen furchtsamen Hasen zu nennen. Im achtzehnten Jahre erträgt man solche Beleidigungen nicht; die Stille der Kirche, die wir ehrten, erlaubte nicht, uns darüber auszusprechen; mit gepreßtem Herzen folgte ich ihnen, beschloß aber, mich bald loszureißen und so schnell als möglich zu entfliehen.

Der kleine Priester Hyacinth empfing uns an der Thüre; er war einer der Brüder, die sich dem Dienste und der Pflege der Wahnsinnigen gewidmet hatten.

Man kann sich nichts Gewöhnlicheres und weniger Versprechendes vorstellen, als das Gesicht und die Gestalt des Priesters Hyacinth, obgleich man bei näherer Bekanntschaft einen bescheidenen, würdigen, trefflichen Arbeiter in ihm fand, der seine irdische Sendung gewissenhaft erfüllte. Klein, dick, kugelrund, roth mit großen, unförmlichen Händen, glich er der Figur eines schlecht gedrechselten Schachspiels, deren Kopf der Künstler oberflächlich ausgearbeitet und die er, nachdem er im Uebrigen kaum Umrisse gegeben, hingeworfen hatte. Das Gesicht war rund, voll, aber nichtssagend, mit verwischten Zügen, als wenn die Natur sich bemüht hätte mit denselben den Menschen zu verhüllen; die Augen, der Mund,

die niedrige Stirn sagten ebenfalls nichts. Dann erst, wenn er den Mund öffnete, wenn er belebt wurde, wenn die Seele diese gewöhnlichen Züge erhellte . . . dann strahlte er von evangelischen Tugenden, dieser heilige Mann, der seines Gleichen Wenige auf Erden hatte.

III.

Romuald, welcher, ich weiß nicht woher, den Priester Hyacinth kannte, lächelte eintretend ihn mit der ihm eigenen Sanftmuth an und bewillkommnete ihn, indem er ihm Etwas in's Ohr flüsterte. Auf der Schwelle festgebannt, wagte ich nicht weiter zu gehen; furchtsam blickte ich um mich, als wenn ich einen schrecklichen Anblick erwartete. Indessen sah ich nur einige Männer in Schlafmützen und in dem gewöhnlichen Anzuge des Hospitals, die langsam, ernst und ruhig in dem gewölbten Zimmer herumspazierten. Auf keinem dieser Gesichter war, wie ich befürchtet hatte, Raserei zu lesen, obgleich mächtige Erschütterungen unauslöschliche Spuren darein gegraben hatten. Alle waren Märtyrer irgend eines Wesens, irgend eines Gefühls, irgend eines Gedankens oder Vorfalls, der ihr Leben verödet und den Stundenzeiger bei einer traurigen Stunde angehalten hatte.

Romuald, Eduard und Eugen schritten weiter vor; ich blieb an der Thüre stehen und sah, daß der brave Z., mich in seinen Schutz nehmend, dem Priester etwas in's Ohr flüsterte, und dieser, um mich zu ermuthigen und Bekanntschaft mit mir anzuknüpfen, bot mir seine Tabacksdose an; ich nahm eine Prise, da ich aber nicht

daran gewöhnt war, nies'te ich stark zu wiederholten Malen, und als ich die Augen wieder aufschlug, gewahrte ich neben dem sich vor mir verbeugenden und mir Gesundheit wünschenden Bruder noch eine zweite Gestalt mit der Unheil drohenden weißen Schlafmütze.

„Wohl bekomm's," sagte der Unbekannte, der sich sogleich zu mir hinneigte, ziemlich fröhlich, „wohl bekomm's, Herr Studiosus!"

„Ich stelle Ihnen meinen guten Freund, den Herrn Johann vor," sagte der Priester Hyacinth, dessen Gegenwart am andern Ende der Zelle nöthig war und der sich eilig dahin begab und mich mit dem erwähnten Johann allein ließ.

Ich gestehe, daß ich in nicht geringer Furcht war.

IV.

Indessen hätte jener Johann sie nicht erwecken sollen. Er war ein Mann von einigen vierzig Jahren, noch ziemlich kräftig, mit einem leichten Anfluge der entflohenen Jugend im Blicke und im Lächeln, kahl, soviel man unter der Mütze sehen konnte — aber in den Augen zeugte eine beinahe unmerkliche Unruhe von einer innern Aufregung. An der Art, seine Kleider, seine Mütze zu tragen, an der zarten Gesichtsfarbe, an den Händen, welche wohl nie gearbeitet hatten, erkannte man einen Mann, der gewöhnt war, auf sein Aeußeres Sorgfalt zu verwenden und nach einer gewissen Ordnung und in Bequemlichkeit zu leben. In den Zügen lag Adel und das, was man zum Spotte „Vollblut" nennt. Man

konnte sich nicht irren, er war gewiß ein ehemals vermögender und gut erzogener Mann; vergebens suchte ich Spuren des Wahnsinns an ihm. Es wunderte mich nur, daß er sich fortwährend nach der Thüre, nach dem Fenster umsah und rückwärts blickte, als wenn es aus Angewöhnung geschähe. Er lächelte mir zu, als wir allein geblieben waren, und da dicht neben der Thüre eine eichene Bank stand, wies er sie mir und setzte sich zuerst darauf, indem er augenscheinlich eine Unterredung zu beginnen im Sinne hatte. Er fing sie sehr leise an.

„Mit wem habe ich die Ehre?"

Ich sagte ihm erröthend meinen Namen.

„Ich möchte," sagte er kopfschüttelnd, „mich Ihnen ebenfalls vorstellen, aber dabei giebt es eine Schwierigkeit; man giebt mir verschiedene Namen. Ich selbst benenne mich verschieden, je nach der Zeit und den Umständen. Der Pater Hyacinth hat mich nicht ohne Grund Johann den Doppelgänger genannt, also möge es auch so bleiben . . . Wenn der Bösewicht nur jetzt nicht käme und mich hinderte, könnte ich Ihnen viel Merkwürdiges von mir erzählen."

Ich entsetzte mich, da ich glaubte, dieser Ausfall sei gegen den Priester Hyacinth gerichtet.

„Wer? Von wem sprechen Sie?" fragte ich lebhaft.

„Von dem, von dem," setzte er leise hinzu, „von dem Bösewichte, Sie müssen es doch schon merken," sagte er lächelnd, indem er hinter sich wies.

„Merken kann ich nichts; ich weiß gar nicht, von wem die Rede ist."

„Ach! wie denn, Sie wissen nicht?" unterbrach er mich mit leisem Vorwurfe. „Alle wissen es ja, und machen unnützer Weise sich selbst ein Geheimniß daraus. Sie sind noch jung, sehr jung, aber Sie müßten schon fühlen und verstehen, wovon die Rede ist."

„Ich wiederhole Ihnen, daß mir diese Rede ganz unverständlich ist."

„Sie merken, daß von meinem zweiten Ich die Rede ist, von dem Hallunken, der mir das Leben verbittert, der unaufhörlich um den Besitz meines Leibes ringt; es ist doch für Niemand ein Geheimniß, daß ein Jeder zwei Wesen in sich trägt."

Ich sah ihn mit großen Augen an.

„Es ist zu sehen, daß in Ihnen der zweite noch nicht erwacht ist," sagte er, da er mein Erstaunen sah, „nun! um so mehr muß ich Sie warnen." Er nahm eine Prise, sah sich vorsichtig um, schüttelte den Kopf und fing langsam also an.

V.

Uns Allen ist es klar, daß jedem Menschen nicht blos ein einziges Wesen inne wohnt, sondern zwei verschiedene . . . Nichts ist gewisser, als dies! — Ein Jeder von uns ist ein Doppelgänger; das fühlen wir in unserm Innern! Der Eine handelt, der Andere horcht und tritt ihm feindlich entgegen; der Eine ist thätig, der Andere ein spöttischer Zeuge . . . Wie ist es möglich, fragte er, sich zu mir wendend, daß Sie diese beiden Menschen in sich noch nicht gespürt haben, die doch Ihr

ganzes Leben hindurch in Ihnen kämpfen werden? Haben Sie in Ihnen noch nicht diese nie beendete und nie ermüdende Zwiesprache begonnen, welche sie unaufhörlich führen müssen, bis einer von ihnen auf ewig verstummt? Haben sie den Kampf noch nicht begonnen? Ein tödtlicher Kampf ist das, denn entweder erschlägt der Bösewicht Kain den unschuldigen Abel, oder Abel vertreibt den Kain mit dem Schwerte Gottes; oder sie verwachsen in einander gleich den Siamesischen Brüdern und es entsteht aus ihnen ein Mischling, ein halbteuflisches Wesen, wie der größte Theil unsrer Menschen, denn Sie müssen wissen, daß es deren auf Erden in größerer Menge giebt. — In den Einfältigen ist gemeiniglich Abel schwach und Kain nicht kräftig; am Anfange zanken sie sich ein wenig, stoßen sich herum; dann schließen sie einen Bund und wohnen friedlich bei einander unter derselben Hülle, die kleinen Streiche nicht gerechnet, die sie einander dann und wann spielen. Aber wenn es eine kräftigere Natur ist, wenn Abel Flügel und Kain eine Keule hat, dann schlagen sie, wenn der Kampf zwischen ihnen entbrennt, sich tüchtig herum; es fließt im Ernste Blut, Beulen giebt es in Menge und sie sparen einander keine Vorwürfe. O! es scheint Dir, daß Abel den Bösewicht Kain vertrieben hat, nein, er kehrt in seine Behausung zurück, man weiß nicht woher, wirft den Sieger hinaus und herrscht nun seinerseits und heult und raset. Das ist ein schreckliches, inneres Drama, dem nur der Tod ein Ende macht, und in wessen Gemeinschaft Dich der Tod erfaßt, sei es in der des unschuldigen Abel oder

in der des bösen Kain, dessen Eigenthum bleibst Du in Ewigkeit vor Gott! Nicht einen Augenblick Frieden, nicht eine Stunde Ruhe — in der Stille überlistet der Eine den Andern. Mancher, der sich als Abel zur Ruhe legte, stand als blutbefleckter Kain auf . . . und die Welt wundert sich und die Leute zerbrechen sich vergeblich darüber den Kopf, daß der, welcher gestern ein Lamm war, heute als Wolf wüthet. — Es giebt nichts Einfacheres, nichts Faßlicheres; das Ganze besteht darin, daß jeder Mensch ein Doppelgänger ist.

VI.

„Ja," antwortete ich dem armen Johann, „es ist so, wenn Sie darunter die zwiefachen, im Menschen liegenden Neigungen verstehen."

„Nein! Nein! Nein!" entgegnete hitzig der Disputirende, „das ist keine rednerische Figur; das ist die lebendige, lautere, fest begründete Wahrheit, homo duplex, ohne den geringsten Zweifel; in Jedem ist es weiß und schwarz, in einem Jeden ist ein Engel und ein Teufel . . . Haben Sie denn ihre Unterredung nicht gehört? Unaufhörlich zankt sich der Eine mit dem Andern und wenn er schweigen muß, so kichert er aus seinem Winkel heraus. Wenn Du weinst, lacht Jener und ruft: Ach, Brüderchen! Du hast Ursache zu weinen; wenn Du lachst, trübt er Dir Deine Heiterkeit, wenn Du liebst, weckt er Zweifel und Abneigung in Deiner Seele; wenn Sehnsucht Dich ergreift und Du Dich zum Himmel erhebst, philosophirt er Dir mit Sophismen

Gott und den Himmel weg . . . mit einem Worte, es giebt keinen Frieden und immer müssen diese beiden Herren feindlich gegen einander auftreten . . . „Wie ist es möglich, Herr, daß Sie es noch nicht inne geworden, wie auch Sie ein Doppelgänger sind? Wohl Ihnen, wenn Sie bis jetzt noch nichts mit Kain zu thun gehabt; aber er schleicht sich herein, lauert, flüstert anfangs leise und tritt dann dreist auf; man muß immer auf der Hut sein. Wehe dem, der von Geburt an der ruhige, unbedeutende Mischling ist und nicht zwei Wesen in sich kennt; er ist kaum zu den Menschen zu zählen.“

„Ich kann mich rühmen,“ fügte er hinzu, „daß ich mein ganzes Leben hindurch von Kindheit an mit dem Schwarzen gekämpft habe, und noch kämpfe; aber bis zu dieser Stunde habe ich ihn noch nicht überwunden; er kehrt immer und immer zurück! Darum fürchte ich jeden Augenblick, daß er durch das Auge, durch das Ohr, oder der Teufel weiß auf welchem Wege zu mir dringt; denn alsdann würde ich anders sprechen und anfangen ein anderer Mensch zu sein. Es scheint mir jedoch, daß er durch die Kirche nicht hereinkommen kann, und das Gitter am Fenster ist stark, und ein solches Wesen, ich weiß es aus Erfahrung, fürchtet den Priester Hyacinth . . . wir können also offen sprechen.“

Der wunderbar logische Wahnsinn dieses Unglücklichen fiel mir auf und ich bat ihn, mir seine Geschichte zu erzählen.

„Sehr gern,“ antwortete er, „aber ich thue es nicht ohne Vergeltung . . . Wenn Sie an einem dieser Frühlingstage an der Wilia herumspazieren, bringen Sie mir

Blumen von ihrem Ufer; sie ist der Fluß meiner Heimath . . . Ich liebe diese Blumen so sehr, sie wecken so viele Erinnerungen in mir, und ich kann sie nicht selbst pflücken gehen; der Bösewicht würde mich auf dem Wege ertappen, denn er weiß wohl, wo er mich suchen soll und lauert nur auf Gelegenheit.“

VII.

Ich wurde, sagte er nach einigem Besinnen, in unserm lieben Lithauen auf einem einsamen adligen Gute geboren.

Ich sehe es noch vor meinen Augen, obgleich jetzt dort fremde Leute wirthschaften und Vieles sich dort muß geändert haben. Wo der Mensch auftritt, gestaltet er Alles nach seinem Wesen und Willen um, das kann nicht anders sein. In dieser Veränderlichkeit der Welt liegt ihr Reiz und ihre Trauer, ihr Streben und der Stempel ihrer Vergänglichkeit, durch welchen sie so bezaubernd und ergreifend ist, wie der Anblick eines jungen Mädchens, das in der Jugendblüthe stirbt. O! es war dort schön . . . Das Land flach wie die Hand, und so weit das Auge reichte, stieß es auf Waldung; aber unsere Wälder mit ihrem Rauschen sind unsere Steppe, unser bläuliches Meer, die zu uns von dem sprechen, was anderswo grüne Ebenen und schwarze Tiefen erzählen . . . von der Unendlichkeit, von Gott! Ich wenigstens liebe die Wälder, denn in ihrem Rauschen bin ich aufgewachsen . . . Von ihnen rings umgürtet lag der Hof, von fruchtbaren Feldern umgeben, und das Dörfchen, mit Birken, Tannen

und steinernen Umzäunungen geschmückt, und die alte Ulme mit den Störchen hinter dem Garten. Unzählige wilde Himbeersträuche wuchsen an dem Baume empor, — und das alte Käsehäuschen mit der blechernen Wetterfahne und die kleine Kapelle mit dem eisernen Kreuze, welches sich vor dem Westwinde neigte und meine mit Stroh gedeckte Hütte, auf welcher Moos wucherte. O! wie viel, wie viel würde ich darum geben, wenn ich sie noch einmal sehen könnte! — Aber dort hausen jetzt fremde Leute . . . Nein! nein, nichts dauert ewig; wo Gott Brandopfer gebracht wurden, fließt heute schwarzes Blut dem Satan zu Ehren; ewige Entweihung und nie zu endende Buße. Die Welt kann nie aufhören Buße zu thun, denn unaufhörlich sündigt sie von Neuem. Ist es nicht entsetzlich, daß an dem Orte, an welchem ein Kreuz stand und der eine Stätte des Gebets war, ein Wirthshaus für Trunkene und ein Obdach für Ausschweifungen errichtet wird? Ach, das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, daß teuflisches Lachen vielleicht heute dort erschallt, wo sich meiner Mutter stilles Gebet zu Gott erhob.

Ich habe meine ersten Abels-Jahre allein verlebt und nie an das gedacht, was meiner in der Welt wartete... Kain hatte sich noch nicht gezeigt, er lauerte noch in nebliger Ferne.

Die Jugend ist uns darum so theuer, weil wir in ihr längere oder kürzere Zeit wir selbst und durch Einheit kräftig sind, weil noch keine Lüge unsere Lippen befleckte und in unseren Herzen weder Kain noch Abel

wechselsweise herrschte; der Opferrauch dieses Herzens steigt ungehindert zum Himmel empor, ungetrübte Helle der Luft verkündend, und selbst das leiseste Wehen des Windes stört die feierliche Stille nicht.

VIII.

Als er dies sagte, schloß sich knarrend, vom Luftzuge bewegt, gleichsam ihm zum Trotze, die schwere Thüre, die aus der Kirche nach diesem Zimmer führte. Ich selbst fuhr vor Schreck zusammen und auf Johann's Gesichte bemerkte ich eine so gewaltige Veränderung, daß er mir wirklich ein anderer Mensch zu sein schien. Ich weiß nicht, was mit ihm vorging. Seine Augen umschleierten sich, die Lippen fingen an zu zittern, er stand auf, ging mit heftigen Geberden umher, setzte sich, indem er sich scheu nach dem Pater Hyacinth umsah, und als er zu sprechen versuchte, konnte ich weder seine Stimme, noch die Folgereihe seiner Gedanken erkennen.

„Ich weiß," sagte er, mich mißtrauisch mit den Augen messend. „Sie sind von meinen Feinden hierhergeschickt, um auszuforschen, wie es mit mir steht. Nun sehen Sie, ich bin vollkommen gesund und werde mich an ihnen allen rächen . . . Sie sind im Stande, das zu glauben, was ich vor einem Augenblicke sagte! Ha! Ha! Schwindelei! Schwindelei! Kinderei! Ein Mann in meinem Alter zerfließt nicht um Nichts und wieder Nichts in Rührung und Wehmuth. Ich habe nur meinen Scherz mit Ihnen getrieben! Was gehen mich Jugenderinnerungen an . . . Unsinn! Die Welt genießen und

Verbum personale, die Gegner vernichten, sich unabhängig machen und mit den Menschen wie mit einem Balle spielen, das ist der Zweck des Lebens. Wer Güte und Milde, Opfer und seufzende Hingebung erfunden hat, wußte selbst nicht, welche sinnlose Komödie er diesen Affen zu spielen gab, die ihm nachahmen.... Wo ist ein Gesetz auf der Welt, das befiehlt, gut zu sein und für Andere, nicht für sich zu leben? Jedes Wesen fühlt in sich den Brennpunkt der Welt und opfert Alles seinem Ich auf; warum sollte der Mensch, dieses Thier, nur wenig vernünftiger, als diejenigen, welche er als Fleischschnitte und Braten verzehrt, eine Ausnahme machen?

Als er so schnell, fieberhaft, beinahe athemlos sprach, trat Pater Hyacinth zu uns, und in Herrn Johann ging sogleich eine abermalige Veränderung vor. Er wurde ruhig, lächelte, und als wäre eine Last von seinem Herzen gefallen, fing er wieder an, in seinem früheren Tone zu sprechen.

IX.

„Nun sehen Sie, mein lieber Herr, ich war es gar nicht gewahr geworden, wie der Bösewicht durch die Thür hier eingedrungen war und sich meiner bemächtigt hatte. Aber ich habe ihn schon überwältigt und fort ist er... hörten Sie, wie er lästerte? Das ist eben mein Elend, daß er so viel Macht über mich erlangt hat, daß er denselben Geist und denselben Mund, den ich zum Guten anwende, sogleich zu seinen Schlechtigkeiten gebraucht.“

„Ich kann mich noch nicht erholen; der Verwegene!

Wovon sprachen wir denn? Von der Jugend! ja, so scheint es mir... Dieser Stand der Unschuld dauert nicht lange... Kain lauert, öffnet die Augen, er ist erwacht, und an einem schönen Frühlingsmorgen stehst Du mit Unruhe im Herzen auf, denn der Feind hat sich schon in Dein Inneres geschlichen und beabsichtigt, sich durch Verrath Deiner zu bemächtigen, Dich ohne Treffen zu erobern und den Abel in Dir in der Stille zu erwürgen. Wenn Dich irgend eine fromme Seele oder Dein Schutzengel nicht warnt, aufmerksam in Dein Inneres zu blicken, bist Du bei der ersten Begegnung verloren. Abel und Kain leben anfangs wie Brüder, in ein und derselben Wiege, in Eva's Umarmung. Abel ist noch einfältig, Kain spielt den Frommen; aber wenn der Eine nach dem Himmel blickt, zieht der Andere ihn zur Erde nieder. Und die Erde ist für junge Augen und für ein junges Herz so schön! Mein Gott! und doch ist es so leicht, in ihr unterzugehen.

„Ich erinnere mich wie heute daran; ein alter Bernhardiner-Mönch, der Pater Joseph, der meine Eltern oft besuchte, war der Erste, der mich vor der drohenden Gefahr warnte; dies prägte sich meinem jungen Geist ein, aber anfangs suchte ich vergebens den Bösewicht in mir, so gut hatte er sich versteckt; und er verstand es so gut neben dem Bruder zu wohnen, daß er nicht zu sehen war.

„Nur zuweilen geschah es, daß, wenn ich in Zorn gerieth, oder wenn ich zu einer Lüge meine Zuflucht nehmen mußte, oder die Leidenschaft in mir tobte, er

mir mit unsichtbarer Kraft zur schlechten That Beistand verlieh und der vollbrachten Beifall klatschte. Der Andere wird darüber traurig, schämt sich und weint... Darüber entspinnt sich folgende Unterredung unter ihnen:

„Ach! was für ein Kind bist Du! die ganze Welt macht es so, die Tugend ist nur Betrug und Berechnung..."

„Nein, eine Ahnung führt zu ihr, die Sehnsucht lenkt die Schritte zu ihr; warum überzieht sich die Stirn mit Schaamröthe?"

„Die Schaam ist ein Vorurtheil und Feigheit."

„Warum nimmt Jene die erste Stelle, und Schaamlosigkeit und Verderbtheit die untergeordnete Stelle ein? Warum spricht Jene so mächtig zum Herzen?"

„Weil sie von Jugend auf eingepflanzt worden ist."

„Weil sie von Gott mitgegeben worden ist."

Und während der Eine weint, lacht der Andere; anfangs ist der Sieg zweifelhaft, denn es siegt wechselsweise bald der Eine, bald der Andere.

Zu spät wurde ich gewahr, daß Kain mich umgarnen wollte.

„Warte nur, Brüderchen," sagte ich, „daraus wird nichts!" Ich fing den Kampf auf Tod und Leben an und unterlag nicht dem Bösewichte. Als er sah, daß ich kräftig gegen ihn auftrat, zog er sich auf kurze Zeit zurück und beruhigte mich damit so, daß ich sicher war, ihn nie mehr wieder zu sehen.

Das war zu der Zeit, da ich meine Antonie zu lieben begann.... Es war zu sehen, daß diese Liebe Jenem

nicht gefiel. Ihm waren Antonie, Hedwig und Julie gleich gut; ihm gefiel eine Jede, die zwei schwarze oder blaue Augen hatte und deren Brust von Sehnsucht und heißem Verlangen gehoben wurde. So oft ich zu Antonie ging und ich mußte durch das Dorf und an benachbarten Gehöften vorbeigehen, geschah es, daß er sich einstahl und mich vom Wege ab zu Julie, Justine oder Rosalie führte, und obgleich das Herz für Jene schlug, war doch Etwas in mir, was mich zu Diesen hinzog.... Man hätte ihn sehen müssen, welch ein Held er bei den Mädchen war, wie geistreich, wie verwegen, wie es ihm niemals an Worten, noch an Muth, weder an Zweideutigkeiten und Lügen, noch an Mitteln fehlte, sie für sich zu gewinnen.... Als ich sah, daß es sich schlecht anließ, und daß ich im Schlamme untersinken würde, da ich das für Geld und falsche Worte kaufte, was nicht verkauft werden sollte, gab ich ihm Ein's in's Genick und er war wie weggefegt; ich aber blieb bei Antonie.

Es ging uns so glücklich, daß, als wir uns zu lieben anfingen, unserer Verheirathung nichts entgegenstand; die Eltern wünschten dieselbe, wir sehnten uns nach unserer Verheirathung; alle Bedingungen entsprachen den Forderungen und der Priester segnete den Traum der Zukunft ein."

X.

Während der Unterhaltung mit Romuald war der Priester Hyacinth ein wenig von uns weggerückt, und die Bank, auf der wir saßen, die sich durch diese Be-

wegung auf dem einen Ende geschoben hatte, machte im Herunterfallen einiges Geräusch; mein Erzähler fuhr zusammen, sein Gesicht veränderte sich wieder auf sonderbare Art und er fing hähmisch an zu lachen.

„Zuweilen überfällt mich eine lächerliche Empfindung und eine Neigung zu Thränen," sagte er lebhaft, „aber das rührt von der Krankheit her! Sie müssen wissen, daß ich auf die einfältigste Weise von der Welt geheirathet habe. Antonie war zwar ein gutes Mädchen, aber so einfach, arm, ohne Erziehung und dem Herzen nach ganz Frau.... Sie hat vor mir wenigstens Zwei geliebt und nach mir werden ihr noch Zehn gefallen. Die Geschichte meiner Verheirathung ist die Geschichte meines Unglücks, durch sie habe ich mir die Welt verschlossen, habe ich mich in eine verschüttete Grube vergraben, und diese Frau konnte mich weder verstehen, noch mich nach meinem wahren Werthe schätzen. Ich war ein Mensch mit der Befähigung zu etwas Höherem, mit heftigen Leidenschaften; weder der einen, noch der andern konnte das tödtlich einförmige, schwerfällige Leben Nahrung geben; Liebe, welche ein stereotypes Lächeln bald sättigt, täglich dieselbe Reue, immer deutlicher ausgesprochene Langeweile... Ich mußte Antonie vernachlässigen... Wessen Schuld war es? Gott gab mir ein zu heißes weites Herz; eine alltägliche Liebe konnte demselben nicht genügen! Und was bedeuten übrigens die Thränen einer Frau? Sie hatte ein Kind, welches sie hätte trösten sollen, und Freunde und einen nach ihr seufzenden platonischen Liebhaber... ha! wer weiß, ob er ein

platonischer Liebhaber war! Ich stürzte mich in die große Welt: der häusliche Fluß war zu klein für meine Brust, ich mußte in das Meer hinaussegeln. Es fehlte ihr ja doch an nichts! Ich trieb sie ja nicht aus dem Hause und vergaß nicht, für ihre Bedürfnisse zu sorgen.

Ich hätte unstreitig eine große und bedeutende Rolle in der Welt gespielt ohne diese sonderbare, vorübergehende Weichheit, welche ich mir nicht verzeihen und die ich auch nicht abwehren kann. Ich habe eine zu weichliche Erziehung erhalten, aller Bodensatz dieses Honigsaftes ist auf dem Grunde meines Herzens geblieben, und ich kann es von demselben nicht reinigen. Auf dem vielversprechendsten Wege hielt mich und hält mich noch eine sonderbare, krankhafte Neigung zurück... eine Reizbarkeit des Gewissens, welche im entscheidenden Augenblick mir den Muth nimmt, und ein thränenvolles, kraftloses, herabgestimmtes Wesen aus mir macht... Das Gewissen, die öffentliche Meinung, und dergleichen Ungereimtheiten treten hemmend meinem Glücke entgegen, das doch der erste Zweck des Menschen sein muß... einen anderen sehe ich nicht... Man bethört uns mit einem andern, aber das ist für Dummköpfe gut, nicht für uns, die wir uns über diese Vorurtheile zu erheben verstehen."

XI.

„Was schwatzen Sie da? was schwatzen Sie für Unsinn?" rief in diesem Augenblick der Pater Hyacinth, welcher sich uns genähert und die letzten Worte Johanns

belauscht hatte. Die Stimme des barmherzigen Bruders wirkte mit Zauberkraft auf den Armen ein. Es ging wieder eine Veränderung mit ihm vor, und mit erheiterter Miene den Bruder anblickend, beruhigte er ihn, ihm leise zuflüsternd:

„Nichts, nichts, fürchten Sie nichts, wir sprechen nur so mit dem Akademiker . . . nur so! von verschiedenen Dingen . . .“

„Aber Sie haben verwirrt gesprochen?“ sagte der Priester.

„Ein wenig, aber das geht vorüber,“ antwortete Johann, „schon wieder hatte sich dieser Plagegeist an mich geklammert . . . ich habe ihn jedoch vertrieben . . . Stört uns nicht! . . . Dieser junge Mensch versteht zu hören.“

Der Pater Hyacinth zuckte die Achseln und ging weg.

„Da haben Sie nun einen kleinen Beweis von dem, was mit mir vorgeht,“ sagte Johann nach einigen Augenblicken, „er läßt mir keine Ruhe; es ist noch ein Glück, wenn er sich hinaustreiben läßt, aber oft trifft sich's, daß dieser Nichtswürdige sich hart an den rechtschaffenen Johann stellt und sich mit demselben tüchtig herumpackt; dies greift mich so an, daß ich alle Kraft verliere. . . . Wovon sprachen wir doch? von der armen Antonie, glaube ich! Ich heirathete sie, liebte sie aufrichtig, herzlich, und wir wären glücklich gewesen, wenn dieser Bösewicht nicht mit seinen Ränken dazwischen getreten wäre. Ehe ich es gewahr wurde, fing er an, mir Alles zu verderben. Er fand sogleich heraus, daß sie mich nicht versteht, während doch im Gegentheile ich

dieses Engels unwürdig war und ihr Herz nicht verstehen konnte; er vermuthete Liebhaber, wo vielleicht nur Freunde waren, wo nur Trost und Theilnahme gesucht wurde; er vergiftete mein Leben durch Zweifel, Gleichgültigkeit und die Begierde nach heftigen, nie befriedigten Leidenschaften . . . Thränen waren meine Waffe gegen ihn; Antonie konnte nach der Umarmung am Abende den Hohn und Zorn am folgenden Morgen, diesen Wechsel der Ausbrüche der Zärtlichkeit und des Mißtrauens nicht begreifen. Endlich wurden die Beweise der Anhänglichkeit immer seltener; ich weinte, er riß mich fort; ich verließ mein Haus . . . und eilte hinaus in die Welt.

Ach! und wer beschreibt, was ich empfand, wenn ich wieder zu mir selbst kam, mein verlorenes Glück, mein stilles Haus und meine verwaiste Antonie beweinte . . . Oft, wenn ich bei der schönen Adele, meiner neuen Geliebten, war, für die ich Alles vergeudete, was ich nur besaß, verließ mich Kain und ich wandte mich mit Widerwillen von ihr ab, floh sie mit Ekel. Wiederum, wenn der böse Geist mich gefangen nahm, lag ich zu ihren Füßen, bemüht, Verzeihung von ihr zu erlangen. Alle Leidenschaften, vor denen die zweite Hälfte meines Ich's Abscheu hatte, weckte der Feind in mir: Geldgier, unersättlichen Stolz, Wohlgefallen an Lug und Trug. Kaum erlangte ich auf einige Augenblicke die Besinnung wieder, so verfiel ich auf's Neue in diesen Zustand, dessen ganze Niedrigkeit ich fühlte, sah und durch welche ich so litt.

XII.

Ich wäre vielleicht für immer ein Raub dieser Macht gewesen, wenn nicht das tiefe Leid über die Vergangenheit die Kraft der Verzweiflung in mir geweckt hätte. Mit ihr vertrieb ich Kain aus meinem Innern und floh die Orte, die meine Erniedrigung und meine Sünden gesehen hatten. Allein der böse Geist hatte sich nicht weit entfernt; er schwieg nur für den Augenblick überwunden; überall jagte er mir nach und in der Stille der Buße verfolgte er mich mit seinem Hohne, bemühte er sich, mich mit seinen sophistischen Rednerkünsten zu locken . . .

Tag und Nacht hörte ich diese beiden Stimmen in mir von zwei entgegengesetzten Seiten den unerschöpflichen Streit mit einer Heftigkeit führen, die meine Hirnschale zu sprengen und mein Herz zu zerschmettern drohte. Was ich auch that, wohin ich ging, mein Verfolger war hinter mir, bekrittelte jeden Gedanken, jede Uebung des Guten und bewies mir, daß sie thöricht und ohnmächtig sei. Wie der verlorene Sohn kehrte ich nach Hause zurück, und wurde so wie er mit Verzeihung, Thränen und Liebe empfangen. Aber das stille Glück, das mir früher genügt hatte, gefiel mir heute nicht mehr; es war durch die Bitterkeit der Vergangenheit vergiftet und Kain verstand es, mir dasselbe zu verleiden. Kaum war ich über die Schwelle meines Hauses getreten, als er in Allem, was mir das Heiligste war, einen Grund

zum Spott und eine Waffe gegen meine Besserung fand; dennoch blieb ich fest auf einem Standpunkte . . .

„Aber dies Alles ist Faselei," unterbrach sich plötzlich Herr Johann, indem er sich aufrichtete, „auch ich habe Augenblicke, in denen ich die Welt und ihre Schwachheiten aus einem falschen Gesichtspunkte betrachte . . . Ich bitte Sie, mich nicht auszulachen . . . Ich sagte dies nur, um Sie zu prüfen . . . Sie sind jung", fügte er lächend hinzu, „empfangen Sie einen guten und wichtigen Rath: hüten sie sich im Leben vor der Arbeit; sie ist ein zerstörendes Element; seien Sie nicht gut, denn das führt zu nichts; fassen Sie nur den Egoismus auf und handeln Sie demgemäß und Sie werden, wenn auch nicht grade das Glück, denn darüber bestimmen Schicksal und Zufall, so doch wenigstens eine erträgliche Existenz erlangen können."

Er gähnte. — „Meine brave Frau hat mich so gelangweilt, daß ich, um auszuruhen, ins Kloster geschlichen bin . . . Ich gebrauche hier eine moralische Diät, erhole mich, sammle Kräfte und kehre zurück, um das Leben zu genießen, so lange es geht."

XIII.

Als er dies sagte, trat Romuald mit dem Pater Hyacinth an uns heran, Herr Johann sah sich um und verstummte, dann stand er auf und ging finster in den Hintergrund des Saales.

„Was ist das für eine sonderbare Erscheinung? fragte

ich den barmherzigen Bruder, der mir wieder Taback anbot . . .

„Das ist ein sehr unglücklicher Mensch,“ entgegnete der Aufseher mitleidsvoll, „ich bedaure ihn von Herzen . . . und habe nicht viel Hoffnung, daß er genese.“

„Wer ist er denn?“

„Ein Gutsbesitzer aus dem Kreise jenseits der Wilia. Sein Geist ist durch thörichte Liebschaften verwirrt, erst wollte er sich scheiden lassen, dann kehrte er wieder zu seiner Frau zurück und bat sie um Verzeihung; einige Male trat er in den Dienst und verließ ihn wieder plötzlich; nie war Zusammenhang und vernunftgemäßes Handeln in seinem Leben . . . Es gab Zeiten, in denen er sogar gefährliche Anfälle von Raserei hatte; jetzt ist es etwas besser. — Wer weiß? Gott ist gnädig; dennoch zweifle ich sehr, daß es uns gelinge, ihn gänzlich wieder herzustellen.“

„Aber sein Geist ist gar nicht verwirrt,“ fiel ich ein, „sein Wahnsinn scheint einzig und allein in diesem wunderlichen Zwiespalt zu bestehen, an dem er leidet.“

„Der Arzt, welcher ihn hier besucht, macht mir Hoffnung, daß er im Stande sein wird, dies Doppelwesen in ihm zu ersticken,“ sagte der Priester Hyazinth. „Gott gebe, daß es ihm gelinge! Ich wage nicht, es zu hoffen.“

Ich hätte noch viele Fragen thun mögen, aber in dem Augenblicke gingen meine Gefährten hinaus, Romuald zog mich mit sich und obgleich der Wahnsinnige mich sehr interessirte, war ich doch froh, aus diesem traurigen Gefängnisse auf die Straße eilen zu können.

XIV.

Ich hatte später Johann ganz vergessen und gestehe, daß ich ihm sogar die versprochenen Blumen nicht brachte. Als ich nach einigen Monaten bei Zakreta spazieren ging und einen Strauß Sommerblumen pflückte, fiel mir mein Besuch bei den barmherzigen Brüdern und mein dem Herrn Johann gegebenes Versprechen ein . . . Es verdroß mich, daß ich dem Unglücklichen nicht Wort gehalten hatte; ich machte mir lebhafte Vorwürfe darüber, und nachdem ich Alles, was ich nur finden konnte, sofort abgepflückt hatte, eilte ich gegen Abend in das Hospital. Nach einer Weile erschien der auf meinen Wunsch herausgerufene Pater Hyacinth mit ruhiger Miene. Wir bewillkommneten uns wie alte Bekannte.

„O, die schönen Blumen!“ rief er aus, ohne zu fragen, für wen ich sie gebracht habe, und nahm sie mit einer Empfindung in die Hand, die gewiß durch eine ferne und längst erloschene Erinnerung hervorgerufen wurde, „und wo haben Sie dieselben gepflückt?“

„Bei Zakreta.“

„Ei! Und für wen ist dieser Strauß?“

„Sie erinnern sich vielleicht, ehrwürdiger Herr, an meinen Besuch in der Charwoche . . . Der Unglückliche, den ich hier kennen gelernt, bat mich, ihm Blumen zu bringen . . . Ich mache mir große Vorwürfe darüber, daß ich es nicht früher gethan, daß ich heute erst zufällig mich daran erinnerte; aber besser spät, als niemals.“

„Schön gesagt,“ entgegnete der Priester Hyacinth,

„ja gewiß, wenn man nur in Allem, sei es auch spät, ans Ziel gelangt, das ist die Hauptsache. Aber . . .“

„Könnte ich nicht Herrn Johann sprechen?“ fragte ich.

„Er ist ja nicht mehr hier,“ erwiderte langsam der barmherzige Bruder.

„Und wo?“ fragte ich voll Schrecken, „was ist aus ihm geworden?“

„Er ist wieder hergestellt . . . und in die Welt zurückgekehrt.“

„Wie? völlig wieder hergestellt?“

„Vollkommen, vollkommen.“

Aber indem der Priester dies sagte, war sein Gefühl nicht freudig, sondern traurig erregt; seine Augen waren feucht. Ich konnte dies nicht verstehen und wünschte Näheres darüber zu erfahren und hatte auch schon eine Frage auf den Lippen, als Jemand herbeieilte und den Pater Hyacinth zu einem Wahnsinnigen rief, den er allein bändigen und beruhigen konnte . . . Ich übergab ihm die nun unnützen Blumen, und sehr verwundert, betrübt sogar kehrte ich nach Hause zurück.

XV.

Wie lebt man doch in der Jugend so schnell! Jeder Tag bringt uns soviel neue Gedanken und Ereignisse; man liebt so schnell, ach! und vergißt so leicht. Später, wenn wir, die Schalen auf dem Wege sammelnd, nur noch wenig von den Schätzen besitzen, mit denen wir anfangs so freigebig schalteten, — bewahren wir geizig die Brocken auf und bemühen uns, sogar die verwelkten

Erinnerungen aufzufrischen . . . Aber in den Tagen der Jugend verfliegen die Gefühle mit Sturmeseile . . . Wundert Euch nicht, daß ich im Laufe des Jahres meinen Besuch im Hospital, Johann, die Blumen und den Eindruck gänzlich vergaß, den der Anblick dieses mit sich im Zwiespalte lebenden Menschen auf mich gemacht hatte.

In einem großen Saale des Müller'schen Hauses setzten wir uns drei oder vier an ein besonderes Tischchen neben dem Fenster zum Mittagessen. Für unsere akademischen Taschen wäre es Vermessenheit gewesen, sich zu einem solchem Speisezettel zu versteigen, aber ein aus der Provinz angelangter Exkollege hatte uns eingeladen; wir schickten uns also an, nach unserer täglichen, monatweise bedungenen Kost, die wir, um nur nicht vor Hunger zu sterben, verzehrten, als wenn wir einen Frohndienst abarbeiteten — unsere Gaumen mit einer vorzüglichern Kost zu erfreuen. Ich habe niemals das Essen als eine Annehmlichkeit des Lebens betrachtet, ich hielt es nur für ein unumgänglich nothwendiges, ziemlich demüthigendes und ermüdendes Bedürfniß; aber hin und wieder traf es sich, daß ich nach langem Hungern oder nach schlechten Speisen ein Vergnügen an einem guten und schmackhaften Mahle fand — das Menschliche in mir machte seine Rechte geltend. Dies Mittagessen gehörte zur Zahl jener wenigen. — Man speis'te uns junge Leute gewöhnlich so schlecht, daß wir trotz des Hungers einen Widerwillen gegen das Essen hatten und dasselbe durch unzählige Gläser Kaffee mit Semmel zu ersetzen suchten. Nach monatlanger Diät dieser Art waren einige

gut zubereitete Gerichte und ein Glas Wein für uns das, was erfrischender Thau der Pflanze ist: sie statteten uns mit unverhofften neuen Kräften aus. — Gegen das Ende des Mahles war ich fröhlich geworden und blickte mit großer Lust die ganze Welt zu lieben im Saale umher. Da hafteten meine Augen plötzlich auf einem kleinen, in der Mitte stehenden Tischchen, an welchem ich erst jetzt fünf bis sechs Männer erblickte, die außerordentlich heiter schmaus'ten mit Champagner-Gläsern in der Hand und Champagner-Laune auf den Lippen. Das Gesicht des einen von ihnen, der den Wirth zu machen schien, erinnerte mich dunkel an eine irgendwo gesehene und bekannte Physiognomie, allein ich konnte dieses Gesicht an keinen Namen und keine Gestalt knüpfen. Ich blickte ein zweites und ein drittes Mal hin, unfähig mir den Eindruck, den es gemacht, zu erklären; aufgeregt fing ich an genauer zu beobachten, und nun erinnerte ich mich an den Herrn Johann bei den Bonifratern.

Ja, er war es! Deutlich erkannte ich ihn jetzt; aber der sorgfältige Anzug, der Ort, an dem ich ihn fand, hatten ihn bis zum Unkenntlichen verändert. Unsere Augen begegneten sich, er heftete die seinen auf mich, allein er schien sich nicht zu erinnern, daß wir Bekannte waren und wandte schnell seinen Blick weg. Die Herren, welche er bewirthete, unterhielten sich so lustig und fröhlich, er selbst lärmte so laut und sprach so muthig, die Furcht, die er früher verrathen und jeder Blick, jede Bewegung von früher waren so vollständig verschwunden,

daß ich einigermaßen zweifelte, ob mich nicht eine ungewöhnliche Aehnlichkeit täuschte.

Ich ließ ihn dennoch nicht aus den Augen und als es Zeit war auseinander zu gehen, und die Unterhaltung am andern Tische sich in die Länge zog und immer neue Champagner-Flaschen entkorkt wurden, blieb ich etwas hinter meinen Gefährten zurück, mit der Absicht, diese unvermuthete Erscheinung noch näher zu beobachten. Ich nahm eine Zeitung in die Hand, that, als ob ich lese und saß so, zum Fenster gekehrt, auf der Lauer.

Mehrere Mal sah sich Herr Johann unruhig nach mir um, ich sah, daß ihm meine Gegenwart unbequem war. Die Herren waren schon stark berauscht, sie scherzten, lachten, flüsterten, warfen Frauennamen hin; die durch den Wein hervorgelockte Fröhlichkeit erreichte die höchste Stufe, auf welcher zu stehen der Anstand ihr erlaubt. Endlich standen sie auf, Herr Johann bezahlte die Rechnung, sie griffen nach den Hüten und gingen eilig hinaus.

Ich bedauerte herzlich, ihn aus den Augen verloren zu haben; da plötzlich in der Thüre kehrte er sich um, als ob er etwas vergessen hätte und verwundert wurde ich gewahr, daß er diesmal gerade auf mich zuschritt.

„Wie geht es Ihnen,“ sagte er, mir lächelnd die Hand reichend, „Sie müssen mich doch erkannt haben?“

„Ja,“ sagte ich, „und ich freue mich sehr, Sie so gesund und heiter zu sehen.“

„Ich bin auch in der That völlig gesund,“ erwiderte er schnell, „meine wunderbaren Hirngespinnste haben

mich für immer verlassen; heute lache ich über sie. Sie waren das Resultat einer weichlichen Erziehung und einer übertriebenen Reizbarkeit. Ich habe alle Kräfte zusammengerafft, um mich von Grunde aus umzugestalten, und habe mich auf's Neue gestählt. Es ist mir vollkommen gelungen; keine Spur ist zurückgeblieben von den früheren Kindereien, die ich auch Sie zu vergessen bitte. Vielleicht haben Sie die Güte mich zu besuchen, ich wohne hier in der Stadt . . ."

„Nicht auf dem Lande?"

„Nein, dort wirthschaftet meine Frau . . . Ich liebe das Landleben nicht, es ist zu langweilig! Ich bedarf der Menschen und der Aufregungen; zuweilen nur fahre ich auf mein Gut, um zu sehen, was dort vorgeht, und mich von meinem Kinde küssen zu lassen . . . Ich wohne dem Puslowski'schen Hause gegenüber im ersten Stocke . . . Nun, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, besuchen Sie mich zum Thee, es werden einige Personen bei mir sein." Dies sagend lachte er auf, wandte sich um und empfahl sich schnell.

„Ei! wie ich sehe, kennen Sie den Herrn Johann Birutz," fragte mich in diesem Augenblicke der Executor W., welcher sich unbemerkt genähert hatte, und mir auf die Schulter klopfte. „Was ist das? Haben Sie angefangen Karten zu spielen?"

„Ich? nein! Ich sehe Herrn Johann zum zweiten Mal in meinem Leben. — Aber was ist das für ein Mensch? Ich bin sehr neugierig, etwas Näheres über ihn zu erfahren."

Der Executor schüttelte den Kopf.

„Ach! was kann man denn Interessantes von ihm sagen! Er ist ein Schwelger, ein Spieler und damit ist Alles gesagt. Seine Frau hat er verlassen, eine Andere verführte er! Man sagt, er sei eine Zeit hindurch wahnsinnig gewesen; . . . jetzt soll er vernünftig und gesund sein, aber er hat dadurch nicht viel gewonnen; seine Mittel sind erschöpft, sein Vermögen hat er durchgebracht . . . pfui, es lohnt nicht, von ihm zu reden! Doch rathe ich Ihnen, setzte der Alte hinzu, nicht nähere Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen, es müßte denn sein, daß Sie viel Geld zum Verspielen übrig haben . . . Er lebt zwar auf großem Fuße und in Pracht, doch glaube ich nur von dem, was er Andern entreißt . . . Wenn seine Mittel und die Leichtgläubigkeit der Menschen erschöpft sind, so ist es immer noch Zeit, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen!"

Der Executor sagte dies ernsthaft; zuletzt erwachte aber doch in ihm der Mensch des 18. Jahrhunderts, er lächelte, küßte seine Fingerspitzen, schnalzte, . . . indem er leise hinzufügte: „Was das aber für ein Weibchen ist, die er liebt! Ach! hol' ihn der Teufel!"

Hierbei trennten wir uns.

XVI.

Ich hatte nicht die geringste Lust, mich auf die Einladung des Herrn Johann einzustellen, besonders da mir, außer dem Executor W., hin und wieder auch andere Personen nicht besonders löbliche Dinge von ihm erzählten.

Sein Haus galt bei Einigen für den Sitz fröhlicher Schwelgereien, bei Andern für eine Gaunerhöhle; Wunderdinge erzählte man von den Abendgesellschaften, in welche man die Jugend zog. Uebrigens war ich gewiß, daß ein armer, junger Mensch wie ich weder dem Wirthe eine Annehmlichkeit bereiten, noch der Gesellschaft ein fröhliches Element zuführen, noch in ihren Ton einstimmen konnte.

Dieser Tag verging und viele Tage vergingen nach ihm; da begegnete ich dem Herrn Johann einmal in einem schönen Wagen mit Damen außerhalb der Stadt, nach Pohulanka oder nach Tivoli fahrend. Wir grüßten uns von ferne, aber ich wich ihm aus. Heute interessirte er mich nicht mehr so sehr, denn er hörte auf, ein moralisches Phänomen für mich zu sein, und wurde eine jener allergewöhnlichsten Gestalten, deren es in allen Städten eine Unzahl giebt. Ich hielt ihn schon für gänzlich verloren, als ein unvermuthetes Zusammentreffen mir bewies, daß Abel, wie er ihn nannte, noch in ihm lebte, obgleich Kain herrschte.

Wer kennt nicht die Sehnsucht der Jugend und den Ungestüm, mit dem unsere gequälte Seele sich in den Himmel zu Gott aufschwingt! Wie angenehm auch Begeisterung und Schwärmerei dem zwanzigjährigen Herzen sind, so genügen auch sie dem Menschen nicht. — Die ganze Gegenwart und die ganze Vergangenheit stillen nimmer seinen Durst, er muß in ruhigen Augenblicken zum Gebete seine Zuflucht nehmen und mit Thränen, deren Quell so wie der des Nils auf ewig verborgen

bleibt, seine Verbannung beweinen. Ich war damals nicht übermäßig fromm; aber zuweilen fühlte ich einen Drang, ein Bedürfniß nach der Kirche, nach Gott und frommer Rührung. Ich schmiegte mich alsdann an den Altar, wie das von langem Spiele ermüdete, oder in den Spielen mit den Altersgenossen verwundete Kind in die Arme der Mutter eilt. Mit solchem Gefühle der Sehnsucht trat ich einst nach der Vesper in die Kathedrale. Das schöne Gebäude war leer, und diese Leere war mir angenehm, denn es schien mir, daß ich mit Gott allein sei.

Ich suchte den Altar und eine Abbildung des Blickes, der so zu mir sprechen würde, wie der Herr in der Nachfolge Christi zu seinem Diener spricht. Neun Bilder, die schöne, aber frische und nicht durch das Alter geheiligte Ausschmückung der Kirche, waren stumm für mich; nirgends fand ich das mir bekannte gebräunte Gesicht der Mutter Gottes von Częstochau, und das alte durch unzählige Gelübde geheiligte Kreuz, das Denkmal vieler Leiden und vieler an diesem Orte erhörter Gebete . . . und die Hand des Handwerkers oder Künstlers war zu sichtbar und von zu wenig Begeisterung geleitet. Alles war geschmackvoll, aber es fehlte die Weihe. Das achtzehnte Jahrhundert wehte mich aus den Kirchenmauern an, die es aufgefrischt hatte.

Unbefriedigt irrte ich umher, als ich vor dem Gitter der Kapelle des heiligen Kasimir in der Dämmerung eine an das Gitter gelehnte, gebeugte, zusammengesunkene, halb auf der Erde liegende Gestalt erblickte. Mitten in

dieser feierlichen Stille hörte man, wie dieselbe wiederholt mit dem Kopfe heftig an den Fußboden der Kirche und mit der Hand sich an die Brust schlug, der sich Seufzer und Schluchzen entrangen.

Auch ich blieb stehen und betrachtete durch das Gitter den kleinen Sarg des Jagellonen, dieses Märtyrers der Keuschheit, der mit reiner Seele zum Himmel steigen und lieber sterben, als sich der Leidenschaft und der Welt in die Arme werfen wollte. Mir stand dieser heilige Jüngling, dieser Dichter vor Augen, der dahinschied, den Duft einer verwelkten Lilie und einen Lobgesang auf die Mutter Gottes hinterlassend! Fromme Betrachtungen über sein Leben durchdrangen und rührten mich; mit meiner obgleich verwelkten und befleckten Jugend erhob ich mich zu der seinen, die, rein und heilig, ihm in alle Ewigkeit blieb. . . . Auf dem Purpurmantel des Märtyrers sah ich das werthvollere, weiße Gewand der Unschuld, zu seinen Füßen lag die irdische Krone, an den Schultern schossen Engelsflügel hervor.

Als ich so in Betrachtungen versunken betete, erhob sich vor dem Gitter jener reumüthige Sünder, stand kraftlos auf und griff nach dem eisernen Gitterwerk; ich sprang hinzu, um ihn zu unterstützen und erkannte in ihm verwundert Herrn Johann.

Wir blickten einander an; mit einer Thräne im Auge ergriff er meine Hand. . . . Er war wiederum ein anderer Mensch . . . Trauer über den Fall, Schaam über die Sünde, Zerknirschung und Schmerz malten sich auf seinem jetzt schönen und strahlenden Gesichte. Er zog mich

aus der Kirche mit sich fort, und lange schweigend führte er mich dem Ufer der Wilia zu. So gingen wir nach der Vorstadt Antokol; ich ahnte irgend einen Vorfall in seinem Leben, Erschütterungen, Trauer, einen Verlust, der ihn an den Altar geführt hatte.

„Ist es nicht wahr,“ sagte er feierlich, indem er am Ufer des Flusses stehen blieb, „ist es nicht wahr, daß der Mensch unbegreiflich und das Leben unergründlich? Nichts befriedigt uns, Alles reizt uns nur, wir erheben uns, nehmen unsern Flug gen Himmel nur, um noch tiefer als früher zu fallen und mit Lachen unsere Thränen, mit Unglauben unser Gebet wegzuleugnen. Warum macht uns die Leidenschaft so ohnmächtig — warum sind wir so schwach im Kampfe mit dem Physischen?“

„Ich freue mich unaussprechlich,“ antwortete ich ihm mit Gefühl, „daß ich in Ihnen diese Veränderung und diese neue Umkehr zu ernsten Gedanken sehe.“

„Es schien Ihnen, daß ich in kindischen Zerstreuungen untergehe,“ fiel er mit wehmüthigem Lächeln ein; „ich selbst habe einen Augenblick geglaubt, daß ich, wenn ich mich mit ihnen nicht sättigen, so doch wenigstens mich mit ihnen berauschen und den Hunger durch die Wuth der Leidenschaften vertreiben könnte. Leider ist es mir nicht gelungen! Das Bild des ruhigen und ehrenvollen Lebens, daß ich einst führte, und später verlor, steht mir vor Augen; Antoniens Herz hat noch Mitleid mit mir; aber sie kann weder Achtung, noch Zuneigung für mich haben. . . . Mein Kind kennt mich nicht und fürchtet den Vater, der es mit seiner Umarmung verderben, mit der

Berührung seiner Lippen beflecken würde. . . . Die Menschen verstehen den Verirrten nicht und verachten ihn; nirgends kann ich eine Spur von Mitleid finden. O! Ich bin sehr, sehr unglücklich und ich sehe keine Rettung! Ein zweites Mal das Leben umzugestalten, es wieder auf's Neue zu beginnen, ist unmöglich. — Welche Macht ist im Stande, die Vergangenheit aus dem Gedächtnisse zu löschen? Keine, keine! selbst die Buße verwischt sie nicht, sondern ruft sie auf's Neue hervor, und die Lippen, die einmal die Hefen und den Bodensatz des Lebens gekostet haben, haften aus Gewohnheit an dem Gefäße; ein reinerer Trank genügt ihnen nicht."

So gingen wir den Weg entlang, als plötzlich eine Silberstimme, eine Frauenstimme hinter uns Johann in französischer Sprache anrief. Ich sah, wie er zitterte; einen Augenblick schwankte er, erblaßte und stand angewurzelt, indem er sich erschrocken umsah.

In einem kleinen, mit zwei großen und schönen Pferden bespannten Kabriolet fuhr eine Frau, so schön wie die Versuchung des Bösen, strahlend wie die Hölle, unüberwindlich wie die Leidenschaft, bezaubernd wie die Verheißungen der Jugend. Es war dies nicht ein Mädchen im frischen Kranze der Jugendblüthe, sondern eine Frau in der Fülle der Kraft, die ihre Macht fühlt und sie zu gebrauchen versteht. Mit ihren schwarzen Augen durchbohrte sie Johann, ihr Mund lächelte ihm zu, ihre kleine Hand winkte dem Empörer und drohte ihm. Johann hatte kaum Zeit, mir zum Abschiede zuzuwinken. Mit Sturmeseile sprang er über die Brustwehr des Walles,

drängte sich durch die Gesträuche, und ohne sich umzusehen in den Wagen gezogen, entschwand er meinen Augen in den Staubwolken.

XVII.

Als ich einige Jahre später zum letzten Male in Wilna war und in den Straßen herumspazierte, um die Veränderungen, welche die Stadt erlitten hatte, aufzusuchen und ihre neue Physiognomie zu studiren, begegnete ich einem ärmlichen Leichenzuge mit geringem Gefolge, der sich aus dem Hospitale der barmherzigen Brüder in Bewegung setzte. Hinter dem Sarge ging eine bleiche, abgemagerte Frau, ein Kind an der Hand führend.

Ich wollte schon nach einem kurzen Gebete am Leichenzuge und am Kloster vorübergehen, als ich den Pater Hyacinth erblickte, der mit feuchtem Auge von dem sich entfernenden schwarzen Wagen Abschied zu nehmen schien. Ich trat näher, der Alte erkannte mich.

„Sonderbar!" rief der Greis leise aus, „da haben Sie nun wieder auf das Begräbniß dieses unglücklichen Johann getroffen."

„Ist er wieder hierher zurückgekehrt?" fragte ich verwundert. „Wie ist das zugegangen? Wie ist das möglich? Er schien doch völlig gesund zu sein."

„Es ging auf die allereinfachste Art in der Welt zu," entgegnete der Bruder; „er hatte sich erschöpft, hatte sich selbst überlebt, die Welt und die Menschen hatten ihn verrathen. . . . Mundus immundus! Gewissensbisse zerfleischten ihn, die Kräfte verließen ihn, er hatte deren

nicht mehr genug, weder um zu sündigen, noch um Buße zu thun und mit tiefem Aechzen des Schmerzes, aber mit Gott versöhnt, verließ er die Erde... Der unglückliche Kämpfer!... Wir wollen für ihn beten! Die Geschichte dieser Seele ist nicht nur ihre Geschichte... wir Alle ähneln ihm ein wenig!" setzte der Priester mit einer Thräne im Auge hinzu, mechanisch nach der Tabaksdose langend. „Er ruhe sanft!"

Und er verschwand hinter der Klosterpforte, welche sich mit sonderbarem Geräusche hinter ihm schloß.

Fräulein Sobieradzka.

Aus den „Typen und Charakteren"

von

Joseph Ignaz Kraszewski.

Wohl ist es eine große Wahrheit, daß das Weib ein von Natur schwaches Geschöpf ist. Wenigstens wiederholt das jetzige Zeitalter dies abgedroschene Axiom so häufig, daß ihm zuletzt Niemand mehr zu widersprechen wagt. Und doch, wer weiß, ob bei uns die Weiber in der That nicht stärker sind, als die Männer? Einige Moralisten haben bereits bemerkt, daß im Allgemeinen, was die geistige Bildung betrifft, die Weiber bei uns höher stehen, als die andere bärtige Hälfte des Menschengeschlechts. Und es ist wirklich so; ja ich würde noch hinzufügen, daß auch, was Herz und Charakter betrifft, die Weiber die Männerwelt bei Weitem überragen. — Dem ungeachtet bleiben sie jedoch immer die schwächere Hälfte und es ist vergebens, dem zu widersprechen, denn wenn zwei Leute sagen du seiest betrunken, so mußt du dich ruhig schlafen legen.

Ich führe hier von tausenden nur ein merkwürdiges Beispiel an, obgleich es mir nicht fehlen sollte, wenn es um die Zahl ginge, und: ab uno disce omnes.

Fräulein Katherina Sobieradzka*) war die Tochter wohlhabender Leute von altem wolhynischem Adel. (Die Sobieradzcy sind übrigens in ganz Polen angesehen und besonders in Wolhynien ist an ihnen kein Mangel.) Ihren Eltern ging es trotz alles Schaffens und Mühens nicht eben besonders. Ihr Gut war keineswegs schlecht, aber es fehlte auch nicht an einem Dutzend Kindern, an Schulden und Prozessen. Außerdem paßten auch die Charaktere der alten Sobieradzky nicht wohl zusammen, denn sowohl der Hausherr wie seine Hausehre waren aus hartem Stahle, so daß weder der Eine, noch die Andere auch nur um ein Haar breit nachgab, und so lebten sie wie Katze und Hund in ununterbrochenem Kriege.

Das Hauswesen in Sobieradz war eine wahre Hölle und den Kindern, die gleich im Beginne des Lebens das Alles mitansahen, konnte solch' ein Leben natürlich nicht sonderlich munden. Sie erwuchsen alle ziemlich vernachlässigt, Gottes Gnade und den eigenen Kräften überlassen. Man gab sich nicht eben viel mit ihnen ab.

Kaum daß sich die Knaben auf den Füßen halten konnten, so wurden sie in die Montur eingeknöpft und in die erste beste Schule geschickt. Die Mädchen wurden fast gleich vom Arme der Kinderwärterin in eine kleine Pension nach dem nächsten Städtchen fortgestoßen. Der

*) Der Name Sobieradzka ist fingirt, von dem Charakter der Person, die ihn trägt, hergenommen und bedeutet: „die sich stets selbst zu rathen weiß," etwa: „Fräulein Selbstgenug."

Vater war von seinen Geschäften so in Anspruch genommen, daß er an seine Sprößlinge kaum dachte. Er gab ihnen nur während der Schulferien Bittschriften und Prozeßakten abzuschreiben. Die Mutter hatte zwar ein mütterliches Herz, behandelte die Kinder aber nichtsdestoweniger gleichfalls strenge. Kurz das Ende vom Liede war, daß diese kleine, nicht eben verzärtelte Schaar noch so ziemlich glücklich in und durch die Welt kam. Die Söhne traten in's Militair oder in Kanzeleien ein; zwei Töchter bekamen unverhofft bald Männer, und da Fräulein Katherina die dritte war, so kam jetzt die Reihe an sie.

Doch sie hatte von Vater und Mutter einen unbeugsamen Charakter ererbt. Noch ganz klein hatte sie sich schon das Wort gegeben, nie zu heirathen. Als nun die Mutter anfing, sie um das Jawort zu drängen — (denn es hatte sich eben ein Freier gemeldet) — so erklärte sie kurz und bestimmt:

„Ich gedenke mich nie zu verheirathen."

„Aber wo denkst Du hin?"

„Ich will lieber für mich bleiben."

„Was willst Du dann aber beginnen?"

„Ist denn die Welt so klein?"

„Käthchen, scheint's, ist verrückt geworden!"

Käthchen schwieg. Sie war damals ein schönes, fünfzehnjähriges Mädchen und ohne Zweifel die Perle der Familie. Sie hatte glänzende schwarze Augen, Rabenhaare, Brauen, wie mit dem Pinsel gezogen, rothe Wangen, kleine, niedliche Zähne, Händchen und Füßchen einer

Königin; mit einem Worte, sie war ein wirklich schönes Mädchen. Sie machte den Eltern auch die wenigsten Sorgen, denn ihre Erziehung war leicht von Statten gegangen. Sie hatte ausgezeichnet gut gelernt, hatte die Klassen in wenigen Jahren durchflogen, spielte gar nicht übel auf dem alten Klimperkasten von Piano, verstand und sprach französisch und tanzen konnte sie, wie Niemand in der ganzen Umgegend. Die Mutter hatte darauf gerechnet, daß das Lärvchen und die Talente der Tochter ihr einen guten Schwiegersohn verschaffen würden; aber da gab sich plötzlich der Entschluß kund, von dem wir eben gehört, nämlich: nicht heirathen zu wollen. Die Mutter glaubte freilich, das sei nur so eine gewöhnliche Mädchengrille, denn sie wußte ja nicht, daß Käthchen, Zeugin der täglichen Zänkereien und Sorgen ihrer Eltern, schon im 10ten Jahre zum Voraus zu sich gesagt hatte: Ich werde nicht heirathen!

Allerdings war das ein sehr unreifer Entschluß; aber mit Katharina selbst wachsend, nahm er an Kraft zu und gewann durch ihre Beobachtung der Welt frühzeitige Festigkeit.

Der Freier um Käthchens Hand erhielt bei seiner ersten Erklärung sogleich einen offenkundigen, durchaus nicht in Watte gewickelten Korb.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, mein Herr," sagte Käthchen ihm rund heraus, „aber ich will und werde nicht heirathen."

Der Konkurrent glaubte, er müsse mit Affekten losbrechen, um das Fräulein zu rühren; aber Käthchen

sprang von dem mit Vorsicht für seinen knappen Anzug hingeknieten Kavalier hinweg und auf sein erneutes Liebesgeständniß erwiderte sie sehr kalt: „Wozu soll das?"

„Aber ich liebe Sie, mein Fräulein!"

„Wozu soll das?" fragte Käthchen wieder.

„O Fräulein! werden Sie so grausam sein?"

„Wollen Sie denn, mein Herr, daß ich mich für Sie opfern soll, wenn ich Sie weder liebe, noch zu heirathen gedenke?"

Der Kavalier, der nicht begreifen konnte, daß man ihn nicht lieben könne, sträubte sein Gefieder, stand auf, klopfte den Staub von den Knieen, spielte den Verzweifelten und fuhr davon.

Die Mutter rang die Hände, denn das war eine ausgezeichnete Partie. Der Vater fiel wüthend über das arme Käthchen her; doch mit Ehrerbietung, aber sehr bestimmt sagte sie abermals: „Ich werde nicht heirathen!"

„Sie ist nicht bei Sinnen!" wiederholte die Mutter.

„Warum nicht?" fragte der Vater.

„Deshalb nicht, lieber Vater," antwortete Käthchen, „weil ich in der Ehe kein Glück sehe; ich bin nicht zur Unterwürfigkeit geschaffen und will für Niemandes Glück verantwortlich sein."

Der Vater machte große Augen:

„Seht einmal, wie sie räsonnirt," brummte er; „kaum ist so ein Ding aus dem Ei gekrochen, so hat es schon seinen eigenen Willen!"

Es war keine Möglichkeit, den Bewerber zur Rückkehr zu bewegen, so ungemein gekränkt fühlte er sich, daß

das Fräulein ihn nicht lieben wolle und noch dazu so dreist sei, es ihm ohne Umstände in's Gesicht zu sagen.

Die Eltern ließen Käthchen also für dieses Mal in Ruhe, und sie nahm sich nach wie vor des Hauswesens an.

Vielleicht fühlten sie auch, daß es ihnen schwer werden würde ohne sie; so nöthig war sie ihnen im Hause. Sie ging auch keinen Augenblick müßig und bei der Arbeit erhielt sie sich stets eine so gute Laune, daß man sie an ihren Liedchen schon im ganzen Hause von fern erkennen konnte. Ließ sich ein Liedchen hören, so sprach man gewiß: „Das ist Käthchen!“ Für Jedermann war sie dienstbereit, für Vater, Mutter, Geschwister, ja selbst für die Dienstboten. Alle liebten sie, obgleich sie, mit Ausnahme der Eltern, Niemanden mit der Wahrheit verschonte.

Gebeten oder nicht, sagte sie Jedem, was sie dachte, dreist in's Angesicht; dabei vertheidigte sie stets die Abwesenden auf's Wärmste, wiewohl sie ihnen auch die bittersten Wahrheiten in's Gesicht sagte.

Unterdessen verstrich ein Jahr nach dem andern; die übrigen Töchter verheiratheten sich, wie's gerade gehen wollte, und Katherina, die alle ihre Freier den Schwestern zusandte, blieb bei Eltern und Brüdern zurück.

Der Vater hatte sich langsam zu Grunde gerichtet und die Zukunft gestaltete sich immer schwärzer. Der Besitz des Gutes hing nur an einem Fädchen, denn schon sollte es öffentlich verkauft werden. Da starb Käthchens Mutter, aufgezehrt durch fortwährende Sorgen und Kümmernisse.

Kurze Zeit darnach, wie man sagt aus Verzweiflung, hatte, obgleich er von einer zahlreichen Familie umlagert, grau und altersschwach war, der Vater doch irgendwo ein armes Fräulein aufgefunden, das ihn heirathete. So bekam Käthchen eine Stiefmutter, die fast eben so alt war wie sie selbst.

Als die Stiefmutter Katharinen im Hause sah, und in ihr eine wachsame Feindin ahnte, so beschloß sie, die Stieftochter entweder zu verheirathen, oder ihr einen Dienst zu verschaffen, nur um sie los zu werden. Aber mit Käthchen ging das nicht so leicht; sie ertrug alles, was über sie kam, mit kaltem Blute und stand fest wie eine Mauer.

Wurde ihr das Herz schwer, so ging sie in einen Winkel sich auszuweinen, wusch nachher die Augen mit eiskaltem Wasser und heiter und ruhig kehrte sie in's Zimmer und an die Arbeit zurück.

Die junge Stiefmutter ersann mancherlei Verfolgungen, verlangte die schwersten Dienstleistungen von ihr, tobte und beleidigte sie um Nichts und wieder Nichts. Sie hetzte auch den Vater gegen die Tochter auf, Alles mit der Absicht, Käthchen so lange zuzusetzen, bis sie sich endlich mit dem Ersten, dem Besten verheirathete oder davon laufe. Aber sie konnte es doch nicht dahin bringen. Käthchen hielt den Sturm aus. Gescholten, verfolgt und mit Entbehrungen kämpfend dachte sie doch nicht daran, das elterliche Haus zu verlassen. Sie war immer noch schön, hatte deshalb immer noch Bewerber, aber sie verabschiedete sie alle mit dem gleichen: Ich gedenke nicht zu heirathen!

Den Vater langweilte das endlich; denn wie gewöhnlich alte Ehemänner, so war auch er der Frau völlig unterthan; er hatte es sich daher einmal in den Kopf gesetzt, die Tochter um jeden Preis an den Mann zu bringen.

„Was denkst Du Dir denn eigentlich?“ schnauzte er sie an, als er von dem letzten Korbe hörte, den sie ausgetheilt; „meinst Du ich sei unsterblich? Und was wird aus Dir werden, wenn Du der Gnade der Stiefmutter und Brüder überlassen bleibst?“

„Wenn das geschieht, dann werde ich daran denken, wie ich mir forthelfe,“ antwortete Käthchen.

„Bedenke, daß Du keinen rothen Heller hast!“

„Leben denn nicht noch Aermere als ich? Ich werde arbeiten!“

Der alte Sobieradzki wurde böse, brach mit einem Donnerwetter los, spuckte endlich aus und lies die Sache fallen.

Käthchen ging unter das Dach hinauf in ihr Kämmerlein, denn bis dorthin hatte man sie seit der Ankunft der Stiefmutter schon verdrängt. Dort weinte sie sich aus, betete, trocknete ihre Thränen und begann zu singen.

Der Stiefmutter waren Käthchens Gesänge eine größere Pein als Vorwürfe; lieber hätte sie fluchen gehört. Oft sandte sie die Magd zu Käthchen, um ihr das Singen zu verbieten. Und das gute Mädchen lächelte dann nur und verstummte. Auf keine Art ließ sie sich nahe kommen und die junge Frau war eben daran, mit Bruder und Schwester gegen sie zu konspiriren,

als der alte Mann Nachts einmal heimkehrte und aus Kummer wegen der Administration, mit der man ihm drohte, sich so kränkte, daß er plötzlich vom Schlage gerührt ward und starb.

Dieser Vorfall hatte für alle die schrecklichsten Folgen. Man kann sich denken, daß das Gut, welches sich nur noch wie durch ein Wunder in des Alten Händen erhielt, von den Gläubigern sogleich mit Arrest belegt wurde und daß ein Jeder packte, was er in der Eile erwischen konnte. Noch war der Verstorbene kaum kalt geworden, so begann auch schon die Wittwe für sich, und die Söhne wieder für sich einzupacken und mit einer wirklich herzzerreißenden Habgier schleppten sie zusammen, rafften auf und trugen fort Alles, was nicht niet- und nagelfest war.

An dem Bett des Todten blieb Niemand zurück als Käthchen, welche ihm die Augen zudrückte und, während sie die Andern plündern ließ, sich mit dem Begräbniß beschäftigte. Sie gab zu, daß Jeder nahm, was ihm gefiel, sogar aus ihrer eigenen ärmlichen Kammer. Mit trockenem wiewohl zürnendem Auge sah sie auf diesen Raub und nähte indessen dem Vater das Kissen zum ewigen Schlummer.

Elend und ärmlich war das Begräbniß des Greises, hinter dessen Sarge von etwa vierzehn Kindern nur wenige nachfolgten. Als man in das verödete Haus zurückgekehrt war, fand Käthchen fast Nichts mehr vor, denn die Stiefmutter hatte eben Nichts zurückgelassen,

als ein altes Pomadetöpfchen und ein zerschlagenes Flacon von kölnischem Wasser.

Gleich nach der Beerdigung kamen auch schon die Gerichtsbeamten, um den neuen Administrator einzuführen, und man bedeutete jetzt Käthchen, daß sie sich ein anderes Winkelchen suchen müsse. Die Arme ging in ihre Kammer, öffnete den kleinen Koffer und besah ihre Sachen. Nachdem sie ihr ganzes Vermögen gesammelt, gab es kaum ein leichtes Bündelchen. In der Tasche hatte sie gerade noch fünf Gulden. Sie grämte sich jedoch nicht im Geringsten darüber, packte eilig zusammen und schon am anderen Morgen ging sie traurig und der Zukunft ungewiß, aber in Gott getrost von dannen.

Sie hatte Freunde im Dorfe, denn dort hatte Niemand außer ihr guten Rath gegeben, geheilt, geholfen und ein Wort des Trostes gesprochen. Die Leute also kamen herbei, um ihr Lebewohl zu sagen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie zum letzten Mal auf das Haus blickte, in welchem sie zur Welt gekommen und aufgewachsen war.

„Wer von Euch wird mich nun zu meinem Bruder fahren?“ fragte sie die Leute, „vielleicht Du, alter Iwan?“

„O gewiß, liebes Fräuleinchen; warum denn nicht? Treten Sie nur zu mir in die Hütte; ich füttere nur noch ein Bischen die Pferde und dann geht's fort, wohin Sie wollen! Vielleicht soll ich noch auf den Hof nach Ihren Sachen?“

Käthchen lächelte traurig und zeigte auf ihr Bündelchen. „Seht, hier sind schon meine Sachen!“

„Und was mehr?“

„Mehr habe ich nicht!“

Sie fuhr hierauf zum ältesten Bruder, welcher sich mit einer nicht mehr jungen, kinderlosen Wittwe in Podlachien verheirathet hatte. Er stand sich auf seinem Gute durchaus nicht schlecht und galt überhaupt für den Reichsten in der Familie. Aber seit seiner Verheirathung hatte er mit der Familie so gebrochen, daß ihn Niemand von derselben mehr mit Augen gesehen hatte. Denn seine Frau, aus Besorgniß, seine Geschwister könnten ihm auf den Hals kommen, hielt ihn, so sehr sie nur konnte, von den Seinen zurück.

Als vor der Thürlaube des ziemlich hübschen Herrenhauses der einfache Wagen, auf dem Käthchen saß, vorfuhr, klopfte ihr allerdings das Herz, aber sie ließ es sich nicht merken und trat dreist in das Zimmer. Ihr Bruder war nicht zu Hause; aber nach einigen Augenblicken erschien die Hausfrau selber mit ziemlich saurer Miene. Käthchen kannte sie kaum und sie ihrerseits that, als ob sie Kätchen nicht wieder erkenne.

„Wissen Sie, liebe Schwägerin,“ sagte Käthchen dreist, „daß ich schon kein Fleckchen, wo zu bleiben, habe; vielleicht könnten Sie mich zu irgend etwas brauchen? vielleicht als Schließerin? Ich bin hierher gekommen, Sie nicht um Obdach und Brod, sondern um Arbeit zu bitten.“

Gelassen, aber ziemlich ungern nahm die Hausfrau

sie auf, murmelte einige unverständliche Worte, zuckte die Achseln und warf beim Hinausgehen die Thür hart in's Schloß. Käthchen wurde darob nicht böse, denn so Etwas war ihr schon nichts Neues mehr. Man brachte ihr Bündelchen herbei, und nun wurde ihr ein kaltes Kämmerchen angewiesen; überhaupt gewährte man ihr wie einer Aufdringlichen, nur so viel, daß man sie nicht geradezu fortjagte. Der Bruder hatte sie schon so sehr vergessen, daß er nicht einmal Mitleid mit ihr fühlte, als er sie sah, sondern nur erschrak, indem er an seine Frau und an die Vorwürfe dachte, die sie ihm machen würde.

Sie wusch ihm auch gehörig den Kopf, so daß er Käthchen auf der Stelle fortgeschickt haben würde, wenn die Frau ihn nicht selbst davon abgehalten hätte.

„Na, so warte doch nur, hörst Du, Monsieur! Ich will ihr schon so zusetzen, daß sie von selbst geht; es wird gar nicht nöthig sein, sie fortzuschicken."

Die Schwägerin machte sich allen Ernstes an's Werk, aber, wie man zu sagen pflegt, die Sense traf auf einen Stein. Käthchen verstand es, ihrem Zorn und ihren Befehlen mit Arbeit und Sanftmuth zuvorzukommen, so daß bereits nach einer Woche von Verfolgung keine Rede mehr war.

„Weißt Du was," brummte die Schwägerin, die Hände in die Seite stemmend, „da Deine Käthe scheint mir ein gutes Mädel zu sein; sie dient mir besser als eine Schließerin! Und wahrhaftig! sie keift nie, ist bescheiden und arbeitsam. Nur daß ich sie wie eine

Schwester werde behandeln müssen! Sonst in der Wirthschaft könnte ich sie schon gebrauchen."

Nur einen Vorwurf hatte ihr die alte und sehr häßliche Frau zu machen. Käthchen war schön und so sah die erstere neben ihr doch gar zu garstig aus. Indessen schon nach Jahresfrist hatte die Schwägerin sie so in's Herz geschlossen, daß sie fürchtete, sie zu verlieren. Das Leben war zwar hier kein Paradies, aber nach der Häuslichkeit, in welcher Käthchen zuletzt gelebt hatte, gestand sie sich, daß sie es hier gar zu gut habe.

Die Alte war freilich nicht leicht zufriedenzustellen. Aus Furcht vor ihr ging Jedermann im Hause auf den Zehen; doch Käthchen konnte es ihr recht machen. Und das war um so wunderbarer, da sie ihr durchaus nicht schmeichelte und weder Verehrung, noch große Achtung gegen sie zur Schau trug. Doch war sie so natürlich froh, nie übel gelaunt und dabei so unermüdlich fleißig, daß die Alte, der das bequeme Leben, das sie durch Käthchen erlangt hatte, zu schmecken begann, sich nicht mehr von ihr trennen wollte.

Katharina stand Allem vor, führte das Hauswesen und hatte überhaupt das ganze weibliche Departement der Wirthschaft unter ihrer Leitung. Und da sie für sich nie Etwas verlangte, so war sie wohlfeiler, als eine Schließerin. Kleider, Wäsche und Alles, was sie hatte, erhielt sich bei ihr wunderbar lange. Freilich, sie arbeitete um, half nach und flickte; deshalb, obgleich sie natürlich nicht geputzt war, machte sie dem Hause niemals Schande. Der Bruder beargwöhnte seine Frau, daß sie ihr Klei-

der schaffe, und die Frau hatte wieder ihren Mann im Verdacht, der Schwester im Geheimen auszuhelfen; und währenddeß gab ihr in der That Niemand auch nur ein Läppchen, so groß, um einen Finger zu bewickeln.

Sie hätte sich durch die Gunst, in der sie bei der Schwägerin stand, gewiß auch ein ruhiges Unterkommen gesichert. Schon begann sie wieder, wie ehedem, in ihrem Kämmerlein zu singen, wobei ihr ein alter Kanarienvogel Gesellschaft leistete. Da fing ihr Bruder an zu kränkeln, Er bekam die Auszehrung und starb trotz der sorgfältigsten Pflege nach einem Jahre voller Leiden.

Kinder hatte er nicht und so blieb die Wittwe mit Käthchen allein auf dem verödeten Hofe. Aber schon nach einer Trauer von einem Monate sprach die Alte:

„Es ist wohl einmal meine Bestimmung, noch zum dritten Male zu heirathen!“

Käthchen riß die schwarzen Augen vor Verwunderung weit auf.

„Ja, ja,“ fuhr die Wittwe traurig fort, „der Mensch kann seinem Schicksale einmal nicht entgehen! Es wurde mir schon von einer Zigeunerin prophezeiht.“

Und leider! die Prophezeihungen der Zigeunerin gingen in Erfüllung. Ein früher abgewiesener Bewerber, der sich gut conservirt hatte und noch gar nicht schlecht aussah, bewarb sich um die Hand der Gutsbesitzerin. Sie besann sich nicht lange, seufzte und erlaubte ihm zu hoffen unter der Bedingung, daß er sich nach einer Kutsche mit vier Pferden umthun solle.

„Das ist ein guter Mensch,“ sprach sie zu Käthchen,

als er abgefahren war, „und kein Trinker. Wenn auch die Leute über ihn reden, so ist doch Nichts davon wahr. Und überdies, es ist einmal meine Bestimmung.“

Die Wittwe heirathete und Käthchen blieb bei ihr. Aber es dauerte nicht lange, so gewahrte sie, daß der Hausherr ihr im Geheimen zärtliche Blicke zuwarf. Beim ersten Worte, daß er fallen ließ, wies sie ihn derb zurecht; da sie jedoch sah, daß er sich nicht abweisen lassen wollte, so ging sie unter dem Vorwande, sie bange sich nach ihrer Familie, trotz aller Bitten ihrer gewesenen Schwägerin zu ihrer Schwester.

Die ältere Schwester hatte sich mit dem Verwalter eines bedeutenden Gutes verheirathet und lebte etwa zehn Meilen weiter in Podlachien hinein. Ihr Mann war zwar auch ein sogenannter guter Mensch, aber dabei ein Bruder Lustig, der nicht gern zu Hause blieb, und weil es ihm jetzt besser ging als früher, wo er im Elend lebte, ließ er sich gar zu gern die Zügel schießen. Die Eheleute lebten, als ob es gar kein „Morgen“ gäbe, obgleich bereits vier Kinder auf dies „Morgen“ warteten.

Käthchen traf gerade zu einem großen Balle ein, welchen man den Nachbarn zum Karneval geben wollte. Denn der Herr Verwalter wollte stets hoch hinaus und durchaus mit den kleinen Edelleuten in der Umgegend rivalisiren, was im Grunde auch nicht eben so schwer war. Käthchen wurde also auch hier mit saurem Gesichte empfangen, da sie auf einem schlechten Wagen und sehr bescheiden gekleidet ankam. Zumal da der Herr Verwalter gerade mit der Familie seiner Frau zu prah-

len pflegte, als ob sie wer weiß wie vornehm und reich sei.

Käthchen wurde also in einen Winkel gestoßen und gebeten sich nicht sehen zu lassen; und die Schwester, die schon den Stolz ihres Mannes angenommen hatte, aufgeputzt und mit Ketten behangen war, ließ sich kaum herab, sie zu bewillkommnen.

Im Hause verlautete, sie sei eine entfernte Seitenverwandte oder so etwas dergleichen, bei Leibe nicht die Schwester! Und Käthchen gab lachend das Wort, daß sie sich durchaus nicht als Blutsverwandte zu erkennen geben wolle.

„Höre nur, Julchen,“ sagte sie Tags darauf zur Schwester, „wenn Ihr so lächerlich seid, Euch meiner Armuth zu schämen, so thut wie Ihr wollt, nur gebt mir Etwas, womit ich mich im Hause beschäftigen kann, was für eine Arbeit es auch sein möge, nur daß ich nicht müßig gehen muß.“

Julie hatte zwei Töchterchen, die Käthchen jetzt unter ihre Aufsicht nahm. Erstaunlich schnell erinnerte sie sich an Alles, was sie in der Schule gelernt hatte und begann sich ausschließlich mit den Kindern zu beschäftigen. Das war wirklich ein glücklicher Zufall sowohl für den Verwalter, der schon lange eine Gouvernante zu halten wünschte, um sich zeigen zu können, als auch für Julie, die sich lieber amüsirte, als die Kinder hütete. Auch die Kinder schlossen sich an Käthchen, die sie übrigens bei strenger Strafe nicht Tante nennen durften, so innig an, als sei die Gouvernante für sie vom Himmel gefallen.

Käthchen erinnerte sich mit Hülfe von Büchern all-

mählig wieder an Alles, was sie während ihres Elends vergessen hatte, und da die Mädchen fähig waren und der Hausherr für die Erziehung Nichts sparte, so ging es mit derselben bald wie am Schnürchen.

Eine solche Schwester war ein Schatz im Hause. In Kurzem erkannten das auch Alle und fühlten, wie gut und ruhig es sich mit ihr leben ließ, wie viel sanfter und thunlicher die Kinder wurden und wie gute Fortschritte sie im Lernen machten. Sogar das Aeußere der Mädchen hatte gewonnen; sie waren hübscher geworden unter einer sorgfältigen Pflege. Im Ganzen war es doch für Käthchen nicht schlecht, obgleich man ihr nicht erlaubte, sich Schwester zu nennen, sondern kaum eine weitläufige Cousine.

Wahrscheinlich wäre sie hier geblieben, hätte das Schicksal es nicht anders beschlossen. Wie um sie zu prüfen, trieb es sie aus einem Winkel in den andern und riß die Dächer ab, die sie schützen sollten. Ein Jahr nach ihrer Ankunft im Hause Juliens sank der Verwalter, der gar zu groß gethan und schon ganz den Herrn gespielt hatte, plötzlich aus seiner Höhe herab. Man entdeckte nämlich ein Deficit in der Gutskasse, es wurden Klagen eingereicht, die Register wurden revidirt, dann erschienen die Rechnungsführer, und es ergab sich endlich, daß in der Kasse wirklich über 10,000 Rubel fehlten.

Die allerunangenehmsten Scenen folgten nun auf die Bälle und Abende. Bitterer Mangel ohne Aufhören trat plötzlich, nicht stufenweise, an die Stelle des Ueber-

flusses. Julie und ihr Mann mußten sich, nachdem man ihnen Alles genommen, was sie an Mobiliar besaßen, auf einem elenden Wägelchen in die Stadt begeben, wo der Ex-Verwalter wegen einer wahren Bettelei einen endlosen Prozeß mit seinem früheren Prinzipal begann. Käthchen, an Unglück gewöhnt, und die ihr anvertrauten Kinder aufrichtig liebend, fuhr mit ihnen. Allein der Schwager konnte sie jetzt weder beherbergen, noch ihr Unterhalt geben, und so war sie genöthigt, auf's Neue Brod und Unterkommen zu suchen.

Einige hundert Gulden, die ihr Julie geschenkt hatte, mußte sie derselben zurückgeben, als sie die Schwester in der Armuth und bittersten Noth sah, und so blieb ihr Nichts, außer einer alten goldenen Uhr, die sie noch von der Mutter her hatte, einem Paar Ohrringen mit Korallen und einer silbernen Tabaksdose. Dies Alles band sie zusammen in ein Tuch und ging in die Kirche, um zu beten. Dann begab sie sich zum Goldschmied, um das Ganze zu verkaufen und mit dem Erlös ein Stübchen zu miethen.

Zu ihrem Glück traf sie beim Goldschmied einen alten Bekannten, den sie bei ihrem Bruder kennen gelernt hatte. Es war ein reicher Gutsbesitzer, der wegen der Krankheit seiner Frau schon seit Jahresfrist im Städtchen wohnte. Jeder Andere würde aus falscher Schaam seine Lage und den Grund seiner Anwesenheit verborgen haben, aber Fräulein Katharina erzählte ihm dreist ihr Vorhaben und bat ihn um seine Vermittelung beim Verkaufe.

„Lassen Sie das, mein Fräulein," sagte der alte Bekannte, „heben Sie diese Andenken auf und kommen Sie zu uns in's Haus; vielleicht finden wir etwas Anderes!"

Sie ließ sich bereden und so gingen sie.

„Meine Frau ist krank und wir sind nur unserer Zwei im Hause; ziehen Sie zu uns!" sagte er unterwegs nach einigem Nachdenken zu ihr. „Sie werden uns zur Hand gehen und dafür ein ruhiges Plätzchen haben."

Das fügte sich Alles so trefflich und wunderbar, daß, wenn Käthchen das Aussuchen gehabt hätte, sie wohl nichts Besseres hätte ausdenken und treffen können. Er selbst, Herr Jan, war der redlichste Mensch, nur ein wenig Bonvivant. Seine Gattin war eine gute, sanfte, aber von Krankheit gepeinigte Frau, die Jemanden brauchte, dem sie fortwährend klagen konnte.

Sie freute sich daher ungemein über die Ankunft einer Gesellschafterin und über die Hülfe, welche diese ihr im Hause sein werde, und Herr Jan freute sich über die Ordnung, die sie sogleich überall einführte. Nun ging es wieder wie am Schnürchen. Die Tage flossen friedlich und im Wohlleben dahin, und Käthchen erhielt sogar die Erlaubniß, eine ihrer Nichten zu sich zu nehmen.

„Ich weiß mir schon einigermaßen Rath in der Welt," sprach sie zu sich selbst, „darum muß ich dem armen Wurm noch Etwas abgeben von meiner Armuth. Wo für Eins genug, reicht's auch für Zwei! O, es wird schon gehen!"

Julie trat ihr gern ein Töchterchen ab und Herrn Jan und seiner Frau war die Ankunft eines kleinen Plappermäulchens in ihrem stillen Hause ein sehr angenehmer Zuwachs.

Im Verlaufe aller dieser Vorfälle fing die schöne Katharina an allmählig etwas zu altern, aber noch immer konnte man sie eigentlich noch nicht eine alte Jungfer nennen, denn sie hatte noch nicht die Dreißig passirt und bei ihrem fleißigen und rechtschaffenen Leben erhielt sie ihre Jugend länger als Andere ihres Alters.

Sie war zwar nicht mehr ein frisches, aber immer noch ein schönes Mädchen. Wer sie einmal ansah, mußte gewiß öfter zu ihr aufsehen, so etwas Liebliches und Anziehendes lag in ihrem ernsten Gesichtchen, in ihrem freien und heiteren Blicke.

Es bewarb sich noch immer so Mancher um sie, Alte und Junge, aber sie schloß ihnen allen den Mund mit dem offenen Bekenntniß:

„Ich gedenke niemals zu heirathen!“

„Und wie wär's mit der Liebe?“

„Laßt mich mit der Liebe in Ruhe, ich habe auch ohne sie Sorgen genug im Leben; überlassen wir das den Glücklicheren!“

Und bald im Scherz, bald im Ernste, bald mit Lachen, bald im Zorn trieb sie ihre Verehrer von sich fort, die zuletzt, überzeugt, daß sie die Zeit umsonst verlören, seufzend abzogen.

Wer kann wissen, was unterdessen im Herzen der Jungfrau vorging bei so verschlossener Brust, bei so verschlossenen

Lippen? Mehr als ein Seufzer entrang sich ihnen vielleicht wider Willen nach dem Glücke, das Käthchen nie kennen lernen und kosten sollte! das sie sich selbst zu hoffen und zu wünschen verbot! Mehr als einmal nahte sich ihr vielleicht Jemand, durch ihre Dreistigkeit und ihr munteres Wesen angelockt, und weckte in ihr die eingeschläferten Wünsche. Aber mit männlicher Hand dämmte sie die Schläge des Herzens zurück und wiederholte sich selbst: Nein, nein, ich werde nicht heirathen! Es fängt immer süß an, aber Gott allein weiß, wie es endet!

Nach der Ankunft der Kleinen beruhigte sie diese Pflegemutterschaft doch so weit, daß sie beinahe glücklich war. Aber wo ist auf Erden ein dauerndes Glück? Frau Janowa war, wie gesagt, krank und wurde von Tag zu Tage kränker. Zuletzt starb die Arme. Nachdem ihr Mann sie beweint und auf dem Begräbnißschmause seine bitteren Thränen getrunken, schlug er Käthchen seltsamer Weise vor, bei ihm im Hause zu bleiben. Wer weiß? Er hatte vielleicht seine Pläne dabei. Möglich, daß er hoffte, die Waise werde in Ermangelung jedes anderen Schutzes den seinen annehmen, wenn sie denselben auch mit ihrem guten Rufe hätte bezahlen müssen.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar,“ sagte sie, „aber das kann nicht sein!“

„Warum denn nicht?“ fragte Herr Jan.

„Die Leute würden Gott weiß was reden und es wäre in der That nicht anständig.“

Herr Jan wurde verlegen. „Ei was, die Leute!“ sagte er; „wer wird sich um die Leute kümmern?“

„Wir müssen uns doch um sie kümmern," erwiderte Käthchen, „denn selbst ihr ungerechtes Geschwätz hat noch stets irgend einen gewissen Grund und giebt uns eine Lehre."

Es war keine Möglichkeit sie zu halten; und Fräulein Katharina bezog sogleich mit ihrem Pflegekinde ein bescheidenes Stübchen, das sie in einer entlegenen Straße gemiethet hatte. Das kleine Legat der Verstorbenen reichte im Anfange zu den nothwendigen Einrichtungen.

Sie nahm sich vor, bei Niemanden mehr ein Unterkommen zu suchen, sondern für sich zu bleiben, den Mädchen aus der Stadt gegen ein geringes Honorar Unterricht zu ertheilen und davon zu leben. Das war ein kühner Gedanke für eine Person, die ganz unbekannt war und Niemanden zur Seite hatte, sich so aus eigener Kraft Rath zu schaffen; aber Fräulein Katharina kannte ihre Geduld, hoffte auf Gott und außer ihm auf Arbeit.

Natürlich ging es im Anfange schwer. Sie bekam eine sehr verhätschelte Schülerin, mit der nichts aufzustellen war. Mit einer zweiten ging es auch nicht recht. Die Leute nahmen ihre Kinder in Schutz und schoben die Schuld auf die Lehrerin. Aber auf diesem dornenreichen Wege wiederholte sich Käthchen oft mit heiterm Angesicht: Mit Gottes Hülfe wird's doch werden!

Schwere Zeiten mußte sie durchmachen, ehe es etwas besser ging, ja ehe sie nur Arbeit fand. Oft war nicht viel zu essen da und mit dem theuren Holze zum Ofen mußte gewaltig gegeizt werden; aber Katharina konnte

den ganzen Tag von gebratenen Kartoffeln mit Salz leben, und, war es kalt im Zimmer, so hüllte sie sich dichter in ihr Tuch, sich einredend, daß die Wärme ihr schädlich sei. Nur das Kind suchte sie zu verwahren, daß ihm nicht kalt wäre.

Ein bis zwei Jahre mußte sie mit Widerwärtigkeiten kämpfen, aber als es dann anfing zu gehen, so ging es auch wie von selber. Schülerinnen gab es zum Ueberfluß, die Einnahmen waren hinreichend und von ihren Sparpfennigen unterhielt sie auch noch die Schwester.

Unlängst noch sah ich Fräulein Katharina mit ihrem Pflegekinde zur Kirche gehen, und als ich so von fern auf sie blickte, dachte ich mir, ob es wohl viele Männer gebe, die sich so gut wie sie im Schicksalsdrange des Lebens Rath zu geben wüßten? Und in was für einem Leben, in was für Lagen? In der Verwaisung bei so vielen unverhofften Schicksalsschlägen, bei so vielen vergeblichen Hoffnungen, bei so oft gestörter Ruhe.

Man sagt, daß sich Herr Jan ein Jahr nach dem Tode seiner Frau um ihre Hand beworben, denn es war ihm zu Hause so bange; aber Fräulein Katharina dankte ihm mit einem zierlichen Knickse.

„Wozu sollen wir Alten heirathen?" antwortete sie heiter. „Ich weiß mir mit meinem Töchterchen unter Gottes Beistand schon zu helfen. Sie würden uns auch alle Beide nehmen müssen; und zum Ueberflusse würden dann die Leute noch sagen, das sei eine alte Liebe. Sie finden wohl noch eine Jüngere und Hübschere. Ich darf wohl nicht mehr an's Heirathen denken.

Und wie sie gegangen, so geht sie noch heute mit ihrem kleinen Mädchen in die Kirche, betet, wie sie früher betete, arbeitet wie früher und wiederholt ihren alten Spruch:

Mit Gottes Hülfe wird's schon gehen! Es wird schon gehen!

Und es geht ja auch.

Druck von E. Steinthal in Berlin.

Druck von C. Steinthal in Berlin.